

20.12.2015

Hallo, lieber Tule, lieber Freund,

nun ist es endlich geworden

Da bin doch aber froh!!! Es hat doch mit dem Übersetzen und dann mit der Vervielfältigung wesentlich länger gedauert, als ich vorher dachte

Du bekommst nun hiermit das erste Exemplar unserer Übersetzung.

Du wirst sehen ich habe noch etwas vorangesetzt und auch als Abschluß geschrieben. Ich musste mich ja bei so vielen Helfern bedanken.

Erfreuen wird Dich sicher „Deine erste Freundin“ in Ahrensdorf. Ich habe mich selber sehr gefreut, das Foto von Marion Bäcker in meinen Unterlagen gefunden zu haben.

Die Kopien hat übrigens Hartmut Hinz, der Schatzmeister unseres Hachschara-Fördervereins hergestellt. Er arbeitet ja noch... und musste also die Druck- und die Kopierarbeit immer abends nach der Arbeit schaffen.

Da bin ich auch sehr froh darüber, dass er das gemacht hat.

Und dann hat auch meine Monika dabei noch tüchtig geholfen.

So, lieber Tule, nun ist auch das Jahr 2015 gleich herum... wie schnell doch die Zeit vergeht.

Bei Euch ist Chanukka nun auch schon vorbei – und bei und steht ja Weihnachten „vor der Tür“.

Mal sehen, was das neue Jahr uns allen bringen wird... die Welt ist ja rerrückter geworden.

Ich verbleibe weiter mit herzlichen Grüßen

Und einen kräftigen SCHALOM

Herbert am Ludenwalde

Im neuen Jahr schicke ich auch ein Exemplar nach Gotha, wie wir beide das abgesprochen haben.

נצנוצי זיכרונות

Übersetzung des Lebenslaufes des ehemaligen
Ahrensdojfers Tule Ron vom Hebräischen ins Deutsche

סיפורו
של

נפתלי רון (רוזנטל)

WIR DANKEN DIR, TULE RON IM KIBBUZ KFAR HAMACCABI, ISRAEL

Die Biographie wurde von unserem Freund Naftali – Tule Ron in zwei Exemplaren an Dr. Herbert Fiedler, Germany –Luckenwalde, zur Verfügung gestellt mit der Berechtigung, sie aus dem Hebräischen ins Deutsche zu übersetzen.

Die Übersetzung wurde von Frau Alice Meroz, Berlin, vorgenommen. Dafür bedankt sich der Förderverein Hachschara- Ahrendorf bei ihr ganz herzlich.

Nach der Fertigstellung der Übersetzung werden erst einmal 25 Exemplare für die Mitglieder und Freunde unseres Fördervereins hergestellt.

Die letzte Verantwortung für die Handhabung mit der übersetzten Lebensgeschichte von Tule Ron verbleibt für Deutschland bei Herbert Fiedler, Luckenwalde.

...
In der großen Sammlung und zu einem umfangreichen Archiv von Ruth und Herbert Tule zusammengeführt befinden sich auch mehrere hochbrisante Biographien ehemaliger Teilnehmer und Teilnehmerinnen der Ahrensdorfer Hachschara-Geschichte.
Nun kam ein neues Dokument hinzu, die Biographie von Naftali Rosenthal/ heute Tule-Foto aus Kfar Hamaccabi, Israel.

Wir danken zuerst unserem Freund Tule dafür, dass er uns bereitwillig von seiner doch sehr kleinen Auflage der Lebensgeschichte (es wurden in Israel davon wohl nur 10 Exemplare hergestellt...) nun zwei Exemplare übersandte. Natürlich in seiner originalen Landesschrift „Hebräisch“.

Was machen wir nun damit... Wir gingen auf die Suche nach einem Helfer, der uns die Schrift übersetzen könnte.

Und diese Suche gestaltete sich doch mühevoller, als wir angenommen hatten. Einige der mit der Bitte angeschriebenen jüdischen Institutionen antworteten nicht einmal. Besonders für verwunderlich war das für die Einrichtungen zum jüdischen Studium im Raum Potsdam...

Aber wir erhielten auch freundliche Bereitschaftserklärungen zu Helfen.

Und dabei half uns letztlich ganz hervorragend die Kanzlerin des Abraham Geiger Instituts Potsdam. Durch sie kamen wir schließlich zu Frau Alice Meroz, Berlin. Sie wurde dann auch unsere großartige Übersetzerin der Biographie von Tule R.

Übersetzt und bearbeitet... das war doch noch eine große und anstrengende Arbeit. Die Fotos neu einordnen, Neues ergänzen, was hinzu passen würde... Und dabei fanden wir auch ein Porträt von Marion Bäcker. Wir haben es hier eingeordnet... und denken, Tule wird sich freuen!

Die gesamte Bearbeitung der Übersetzung und vor allem die Technische Arbeit der Neu-Zugestaltung der Fotos usw. war nur Dank meiner toll engagierten Tochter Frau Monika Handreck möglich. Ihr schulden wir ebenfalls einen riesengroßen Dank !!!

Und natürlich müssen wir allen denen Dank sagen, die uns durch eine finanzielle Förderung erst die Übersetzung ermöglichten.

Wir danken so:

- Herrn Harald Swik, Luckenwalde, unseren Vorsitzenden
- Herr Hartmut Hinz, Jüterbog, den Schatzmeister des Vereins
- Herrn Dr. Gottfried Ziege, Mitglied unseres Vorstandes
- Herrn Dr. Wolfgang Weißleder, Potsdam, Mitglied des Vorstandes
- Frau Monika Thinius, Mitglied unseres Vorstandes
- Frau Gerda Jursch, Vereinsmitglied, Berlin
- Frau Susanne Zerning, Ahrensdorf, Vereinsmitglied
- Frau Elke Kostezka, Berlin, Interessentin
- Frau Monika Handreck, Vereinsmitglied und Forscherin
- Herrn Dr. Herbert Fiedler, Luckenwalde Vorstandsmitglied

Luckenwalde, 02.11.2015

Aufblitzende Erinnerungen

Ein Leben voll Liebe, Lachen und Tränen

Die Geschichte von Naftali Ron (Rosental)

Einleitung

Ich sitze in meinem Zimmer am Ende des Korridors. Jeden Tag blicke ich auf den Korridor und sehe die Zimmertüren zu beiden Seiten. Ich denke an die verschiedenen Stationen meines Lebens.

So ist das Leben – am Morgen steht man auf, und schon stehen so viele verschiedene Wege zur Auswahl. Man steht davor und versucht, sich für einen zu entscheiden. Im Laufe des Lebens steht man vor vielen Türen, einige davon öffnet man selbst, andere werden geöffnet. Über der einen Tür blinkt ein Licht. Als ich sie öffne, erstreckt sich vor mir ein langer, schwach beleuchteter Gang. Ich setze einen Fuß hinein und dann noch einen. Ich gehe und betrachte gleichzeitig meinen Weg. Manchmal öffnet sich eine Tür zu meiner Linken, dann wieder zu meiner Rechten. Einen Blick werfe ich hinein. Manchmal bleibe ich auch eine Weile in der Tür stehen oder gehe sogar hinein, sehe mich um, und gehe dann zurück. Oder ich bleibe eine Zeit lang im Zimmer und kehre erst dann um. Aber ich kehre immer zurück. Ab und an kreuzen andere Korridore meinen Weg, ich treffe andere Menschen. Vielleicht bleiben wir stehen, kommen ins Gespräch, gehen einen Teil des Weges gemeinsam, unternehmen etwas zusammen, und dann wieder trennen sich unsere Wege an einer Kreuzung. Wir halten Blickkontakt oder behalten uns gegenseitig im Gedächtnis, kehren zurück und treffen andere Menschen. Manche davon begleiten mich bis heute, wir gehen nebeneinander, die Korridore berühren sich.

So ging ich meinen Korridor entlang und erreichte sein Ende. Dort befindet sich eine Tür, die man nicht von innen öffnen kann. Man wird sie mir von draußen öffnen. Neben der Tür steht ein Stuhl, auf dem ich mich niederlasse. Dann wende ich den Blick zurück und betrachte den Korridor, den ich entlangging, und nun ist er meistens beleuchtet. Einige Abschnitte sind in helles Licht getaucht, andere in dämmeriges, manches bleibt auch dunkel. Ich blicke zurück, auf meinen Weg, und dann strecke ich meine Hand aus und berühre einige Gegenstände dort, manche aber beachte ich gar nicht.

[Drei Bilder von Türen]

Meine Eltern

[S. 5: Bildunterschrift Bild oben: Meine Mutter]

In weiter Entfernung am Ende des Korridors steht meine Mutter. Lina Rosental geborene Mischlewitch. Ihre Eltern Nachum und Chirley hatten vier Töchter, von denen meine Mutter die zweitälteste war. Geboren wurde sie 1896 in Leipzig,

[Bildunterschrift: Leipzig]

wo sie mit ihrer Familie wohnte.

Neben ihr steht mein Vater, Yaakov Ben Naftali Rosental. Er kam in Chernowitz zur Welt, in der Bukowina. Als mein Vater geboren wurde, gehörte die Bukowina zum Austro-ungarischen Kaiserreich, und als dieses nach dem Ersten Weltkrieg zerbrach, wurde sie Großrumänien zugeschlagen.

[Seite 6, Bildunterschrift: Chernowitz]

Heute wiederum gehört ein Teil von ihr zu Rumänien und ein anderer zur Ukraine. Während des Zweiten Weltkrieges wurde die Stadt Teil der UdSSR, und als das Sowjetreich zerbrach, gehörte sie zur Ukraine. Mein Vater wurde am 1. Januar 1889 geboren. An sein besonderes Geburtsdatum kann ich mich erinnern, obwohl wir eigentlich gar keine Geburtstage feierten. Nach ihm wurde noch eine Schwester geboren, doch sie starb bei ihrer Geburt, und so war er das einzige Kind seiner Eltern. Seine Mutter starb bereits in jungen Jahren, und sein Vater heiratete ihre Schwester, also die Tante meines Vaters, Dora, und bekam mit ihr einen weiteren Sohn. Meinen Großvater väterlicherseits lernte ich nie kennen, denn er starb bereits vor meiner Geburt, aber an Dora und an meinen Onkel kann ich mich noch erinnern. Als er 22 Jahre alt war, 1911, wanderte mein Vater nach Deutschland aus, und dort lebte er gemeinsam mit seinem Bruder und seiner Stiefmutter und Tante Dora in Gotha, etwa zwei Stunden Fahrtzeit von Leipzig entfernt. Gotha befindet sich mitten im Herzen Deutschlands, und so wurde die Stadt auch genannt: „Das Herz

Deutschlands“. Als das austro-ungarische Kaiserreich nach Ende des Ersten Weltkrieges zerfiel, mussten sich die Bürger der Bukowina entscheiden, ob sie die rumänische oder die österreichische Staatsbürgerschaft annehmen wollten. Mein Vater entschied sich gegen beide Möglichkeiten und erhielt deshalb einen neutralen Reisepass. Dieses Dokument war so etwas wie eine Identitätskarte, man konnte damit aber nicht die Staatsgrenzen überqueren und hatte auch keine Staatsbürgerrechte. Man kann also sagen, dass mein Vater staatenlos war. Dieser merkwürdige Status sollte auch auf mein Leben Auswirkungen haben, wie ich noch berichten werde.

[Bildunterschrift Seite 7, oben: Gotha]

Meine Eltern lernten sich 1918 in dem Kurort Karlsbad kennen, das damals noch zum austro-ungarischen Kaiserreich gehörte. Heute heißt die Stadt Karlovy Vary und gehört zur Tschechischen Republik. Sie ist bekannt für ihre Mineralquellen und die heißen Thermen. Meine Mutter begleitete ihren Vater dorthin, der an Diabetes erkrankt war und in der Folge erblindete, er reiste immer dorthin zur Kur.

[Bildunterschrift Seite 7 unten: Karlovy Vary]

Kurze Zeit nachdem sie sich kennen gelernt hatten, erschien mein Vater bei meiner Mutter zuhause in Leipzig und hielt um ihre Hand an. 1919 heirateten sie, und am 27. November 1920 wurde ich geboren. Anfangs wohnten sie in Leipzig, wo auch ich auf die Welt kam, doch noch in meiner Säuglingszeit zog die Familie nach Gotha, wo mein Vater herkam. Dort erblickte mein Bruder Alfred (Shmuel) das Licht der Welt, er ist dreieinhalb Jahre jünger als ich.

Meine Eltern führten keinen religiösen, aber einen traditionsbewussten Haushalt. Am Shabbat rauchte mein Vater nicht und unternahm keine Reisen, aber er trug keine Kopfbedeckung. Unser Essen war kosher, und ich erinnere mich noch daran, wie meine Mutter das Fleisch in Salz kosher machte, bevor sie es kochte. Eine

ten
die
fein
alen
ante
eine
eser
noch



Übersetzung S.3
Meine Mutter



Übersetzung S. 3
Leipzig Hier wohnte die Familie

noch
· Vary
n und
abetes



ניתה

Übersetzung S. 4 Gotha

meiner
und am
uch ich
tha, wo
er Welt,



קרלובי וארי

Übersetzung S.4 Karlovy Vary

faushalt.
er trug
ch daran,
hte. Eine

Zeitlang betete ich abends das Schma-Israel-Gebet, aber eines Tages hörte ich auf.

[Bildunterschrift Seite 8: Meine Eltern, 1940-1941]

Natürlich hielten wir alle jüdischen Feiertage wie das jüdische Neujahrsfest (HaSchana), Pessach und die anderen Feste, und an Jom Kippur fasteten wir.

Leider sind mir von meinen Eltern nur ein oder zwei Bilder geblieben. Das was wir heute haben, hatte meine Mutter an meinen Bruder Alfred geschickt, der mitbrachte, als er nach Israel kam.

Meine Jugend

Gotha

Ich wurde zuhause erzogen, bis ich sechs war, dann kam ich in die Volksschule. Dort war ich das einzige jüdische Kind, bis auch mein Bruder dort eingeschult wurde, ab dann waren wir die beiden einzigen Juden.

Als ich die 8. Klasse besuchte, in meinem letzten Volksschuljahr, betrat eines Tages ein neuer Lehrer den Klassenraum. Es war ein junger Mann, der die Uniform der Hitlerjugend trug – sofort standen alle auf und grüßten, wie vorgeschrieben, mit erhobener Hand. Nachdem wir uns wieder auf unsere Plätze gesetzt hatten, fragte der Lehrer, ob in unserer Klasse Juden seien. Als ich aufzeigte, sagte der Lehrer, dass es ihm nicht wichtig sei, was auf der Straße geschieht, doch in der Klasse seien alle Schüler für ihn gleich. Am nächsten Tag erschien er sogar ohne Uniform. In diesem letzten Schuljahr gab es auch Religionsunterricht in der Volksschule, und während alle anderen Schüler in der Klasse lernten, stellte die Schule einen besonderen Lehrer, der mir Bibelunterricht gab. So war es in allen Schulen üblich, die auch von jüdischen Schülern besucht wurden. All dies trug sich natürlich vor Hitlers Aufstieg zur Macht zu, doch sei erwähnt, dass ich persönlich auch nach der Machtergreifung 1933 bis zum Ende meiner Schulzeit weder in der Schule noch in der Stadt antisemitische Vorfälle erlebte. Den Bibelunterricht besuchte ich, wie es üblich war, bis zum Ende meines letzten Schuljahres, und die jüdischen Läden und Geschäfte in der Stadt arbeiteten wie immer. Mein Vater arbeitete als Weinhändler, und im Rahmen seiner Tätigkeit reiste er viel – auch er arbeitete ganz normal weiter. Erst die Kristallnacht änderte unsere Situation, und davon werde ich noch berichten. Zuvor aber bereitete ich mich in der Zeit vor meinem 13. Geburtstag mit Hilfe eines Privatlehrers auf meine Bar Mitzwa vor. Außerdem beschäftigten meine Eltern auch einen privaten Hebräischlehrer, der mir Lesen und Schreiben in dieser Sprache beibrachte. Im Jahr 1934, als ich 14 Jahre alt war, beendete ich die Volksschule. Meinen Eltern fehlten die Mittel, um mich auf die weiterführende Schule zu schicken, und so bedeutete dies das Ende meiner Schullaufbahn.

Beuthen

Nach meiner Schulzeit gab es in Gotha keine Beschäftigung für mich, und deshalb beschloss ich, in Beuthen den Beruf des Schweißers zu erlernen. Beuthen war damals eine Stadt in Oberschlesien, das ein eigener, von Deutschland unabhängiger Bezirk war. Das Minderheitenabkommen von Oberschlesien, das nach dem Ersten Weltkrieg unterzeichnet wurde und das die Rechte der Minderheiten, unter anderem der Juden, schützen sollte, ermöglichte das Reisen zwischen den Staaten, und so konnte ich nach Beuthen fahren. Heute gehört diese Stadt zu Polen. Ich erinnere mich noch, dass ich am Tag vor meiner Abreise mit meinem Vater über den Markt ging. Plötzlich wandte er sich zu mir um und fragte: „Tule, willst Du wirklich dein Zuhause verlassen?“ (Tule wurde ich genannt, seit ich ein Baby war – erst Naftule, und daraus wurde dann Tule). Ich antwortete ihm, dass ich selbständig werden musste, und in Gotha fand ich keine Beschäftigung. Am nächsten Tag brachten meine Eltern mich zum Bahnhof, wo wir uns verabschiedeten. Dann fuhr ich allein in das etwa 800 Kilometer entfernte Beuthen. Dort lernte ich den Beruf des Schweißers. Ich war nicht einmal 15 Jahre alt, und die Trennung von Zuhause fiel mir sehr schwer. Täglich wurde mein Heimweh größer. Wir schrieben uns Briefe, denn es gab noch keine Telefone, und für Besuche war die Entfernung zu groß. Ich erinnere mich daran, dass mit oft Tränen des Heimwehs in die Augen stiegen, wenn ich vorüberfahrende Eisenbahn hörte. Etwa zehn Monate blieb ich als Schweißergeselle in Beuthen, dann musste ich nach Gotha zurückkehren, denn das Minderheitenabkommen lief aus, und alle Mitglieder der Minderheiten wurden in ihre Heimatländer ausgewiesen.

[Bildunterschrift S. 10: Ich mit etwa 14 Jahren]

Ahrens Dorf

In dieser Zeit schloss ich mich der Jugendgruppe Maccabi HaTza'ir an. Das war die letzte jüdische Jugendbewegung, die in Deutschland vor dem Nationalsozialismus entstand. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme gestatteten die Nazis

den jüdischen Jugendgruppen die Weiterführung ihrer Aktivitäten, doch mussten sie sich im Rahmen der Chalutz-Jugendbewegung zusammenschließen, die dann als Dachorganisation fungierte. Der Chalutz war 1923 gegründet worden, und er wurde nun mit der ständigen Überwachung betraut. Zu Beginn der Nazi Herrschaft sahen die Verantwortlichen in den zionistischen Jugendgruppen eine durchaus günstige Möglichkeit, die Auswanderung junger Juden aus Deutschland zu unterstützen, und bis 1940 war es ihnen offiziell gestattet, zionistische Hachschara-Betriebe (landwirtschaftliche Lehranstalten) zu unterhalten.

Etwa vier Monate blieb ich zuhause, und am 2. Dezember 1936 zog ich auf den Hachschara-Betrieb Ahrensdorf. Ich war 16 Jahre alt. Ahrensdorf war ein landwirtschaftliches Ausbildungsdorf in der Nähe von Berlin und etwa zweieinhalb Stunden Fahrt von meiner Heimat entfernt. Auf diesem Hof versammelte Maccabi HaTza'ir jüdische Jugendliche zwischen 15 und 17 Jahren mit ihren Gruppenleitern für jeweils zwei Jahre. In dieser Zeit

[Bildunterschrift S. 11: Das Haus, in dem ich während meiner Hachschara-Zeit in Ahrensdorf wohnte]

lernten wir, arbeiteten in der Landwirtschaft und erhielten Unterricht über Eretz Israel und den Zionismus. Auch Hebräisch lernten wir. Diese Ausbildung sollte uns auf die Verwirklichung unseres Traumes vorbereiten, nach Eretz Israel zu ziehen und dort in einen Kibbutz aufgenommen zu werden. Wer das 18. Lebensjahr vollendete und die Ausbildung abgeschlossen hatte, suchte eine Möglichkeit, seine Einwanderung in Angriff zu nehmen. Verantwortlich für die landwirtschaftliche Ausbildung und die Übersiedlung nach Palästina waren die zionistischen Organisationen in verschiedenen europäischen Städten, die im Auftrag der zionistischen Weltorganisation handelten, die wiederum in Palästina ansässig war und die jüdische Besiedlung des Landes organisierte und voranbrachte. Zu diesem Zwecke wurden verschiedene Organisationen und Jugendverbände gegründet, darunter der Chalutz, der HaShomer HaTza'ir und andere. Auf dem Hachschara-Gut in Ahrensdorf wohnten wir im Sommerhaus eines nichtjüdischen Fabrikanten aus

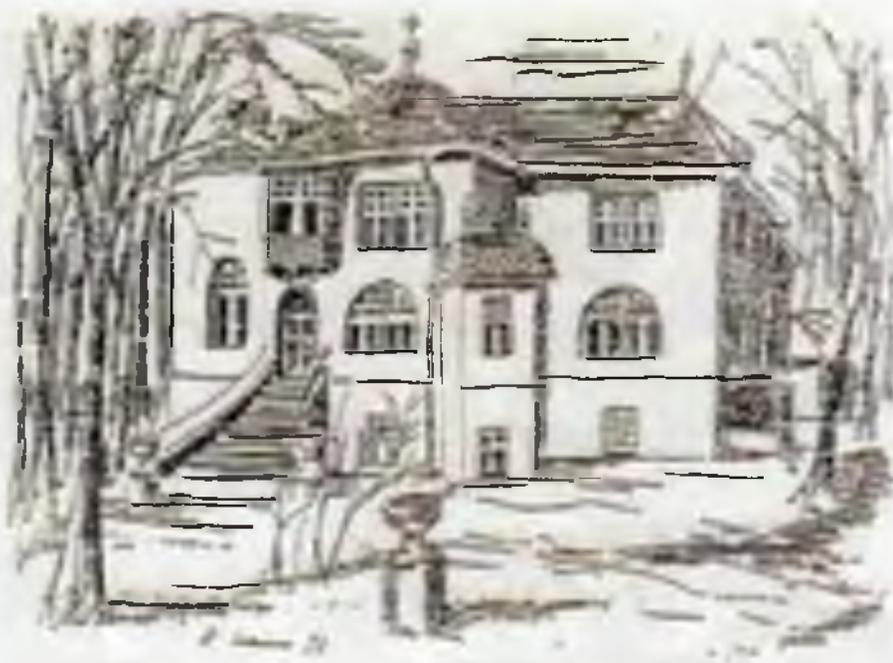


Übersetzung S.5 Meine Eltern



אני כבן 14

Übersetzung S.7
Ich mit 14 Jahren



Auf Hochschule in Anversdorf von 1936 bis 1941



Oktober 2006 –
Erinnerungsstele vor der
ehemaligen HACHSCHARA –
Stätte Ahrensdorf



Zu Besuch in Ahrensdorf
Eli Heymann (Jerusalem)
Erich Kary (Ludwigslust)
und
Herbert Fiedler
(Luckenwalde)



22.08.2009:
Ruth und Herbert Fiedler
überreichen dem Botschafter
des Stattes Israel
Joram Ben-Zeer die
Hachschara-Dokumentation
„Schicksalswege...“

Sonderbeilage 1 zur S.8



1938 – die Ahrensdorfer Chawerin und Chawerot auf der Freitreppe
des Hauptgebäudes der Hachscharstätte



Sie erhielten 1939 das Ausreisevisum nach Schweden



Immer gehören Lieder zur
Hachschara



Die berühmte Lorenbahn
vom Tomatenberg



Zurück von der
Tomatenlieferung aus
Trebbin

Sonderbeilage 2 zur Seite 8



Immer gehören Lieder zur
Hachschara



Die berühmte Lorenbahn
vom Tomatenberg



Zurück von der
Tomatenlieferung aus
Trebbin

Berlin, das er an den Chalutz vermietet hatte. Der Chalutz wiederum hatte es als unsere Unterkunft ausgewählt und vorbereitet. Es war erst zwei Monate vor meiner Ankunft fertig gestellt worden, alles war noch ganz neu. Die Mädchen wohnten in ihren Zimmern, während die Jungen sich einen Saal teilten, in dem sie in Doppelstockbetten schliefen. Außer uns lebte hier auch ein Angestellter des Hausbesitzers mit seiner Frau, diese beiden waren mit der Instandhaltung des Gebäudes beauftragt, reparierten Kaputtes und behielten die Unversehrtheit des Hauses im Blick. Gleich soll diesem Angestellten noch große Bedeutung zukommen. Im August 1938 veröffentlichte der Chalutz eine Liste von jüdischen Flüchtlingen, die nach Dänemark fahren und dort arbeiten durften. Zwar erschien mein Name auf dieser Liste, aber ich hatte, wie bereits erwähnt, gar keinen Reisepass, da mein Vater ein staatenloser Flüchtling war, dem kein Reisepass ausgestellt wurde. Ich wollte nun versuchen, einen rumänischen Reisepass zu bekommen. Also ging ich zur rumänischen Botschaft und erzählte dort, dass mein Vater in Chernowitz geboren war, das zu Rumänien gehörte, und erst mit 22 Jahren nach Deutschland gezogen war. Meine Angelegenheit wurde überprüft, ich bezahlte eine Menge Geld und schließlich erhielt ich einen rumänischen Pass. Erst als ich die Botschaft verlassen hatte, betrachtete ich diesen genauer und entdeckte, dass dort mein Familienname mit „Levy“ angegeben war – dem Mädchennamen meiner Großmutter väterlicherseits. Ich kehrte in die Botschaft zurück, und dort erklärte man mir, dass meine Großeltern keine den Landesgesetzen entsprechende Ehe geschlossen hätten, sondern nur nach den jüdischen Religionsgesetzen vor einem Rabbiner geheiratet hatten. Deshalb könne ihr Sohn, mein Vater, auf den offiziellen Dokumenten nur den Familiennamen meiner Großmutter vor der Eheschließung tragen, und ihr Mädchenname sei Levy gewesen. Und so erhielt ich meinen neuen Reisepass, ausgestellt auf den Namen Naftali Levy. Noch später entschloss man sich in der Botschaft, den Namen Levy zwar im Reisepass zu lassen, aber die Familiennamen von mir und meinem Vater zu ergänzen, und so stand dort dann auch der Name Rosental. Den Namen Levy wollte ich bei meiner Ankunft in Palästina streichen lassen. Zwei Monate später wurde ich noch einmal bei der rumänischen Botschaft in Berlin einbestellt: Man forderte meinen Reisepass zurück. Ich habe nie verstanden, weshalb ich das tun sollte, es ist aber möglich, dass da

schon damit zusammenhing, dass ich Jude bin. So hatte ich also keinen Reisepass mehr. Aber ganz ohne Ausweispapiere durfte ich nicht bleiben, und deswegen beantragte ich die Wiederausstellung des neutralen Passes, den ich vorher gehabt hatte. Dazu fuhr ich ins Innenministerium bei Berlin, das damals bereits der Gestapo unterstellt war. Man gab mir dort meinen neutralen Pass wieder. Und mit diesem Reise-nicht-Reisepass wanderte ich später illegal nach Palästina ein.

Die Gruppe reiste nach Dänemark, und ich blieb ein weiteres halbes Jahr in Ahrendsdorf. Danach kam ich auf einen anderen Hof, und etwa ein weiteres halbes Jahr später machte ich mich auf die Reise nach Eretz Israel – von der ich später noch berichten werde. Einige gute Freunde von mir waren in der Gruppe, die die Reise nach Dänemark antrat, und wir blieben in Kontakt, mit einem Kameraden sogar die ganzen Jahre hindurch, bis zu seinem Lebensende. In Dänemark arbeiteten alle bei verschiedenen Bauern, verbrachten die ganz Zeit bis zum Ende des Krieges dort. Als der Krieg vorüber war, blieben einige von ihnen dort und gründeten Familien, andere wiederum zogen in andere Länder. Nur eine einzige Familie wanderte von dort nach Israel ein. Auch mein Bruder Alfred war in der Gruppe, die nach Dänemark fuhr. Er war damals 13 Jahre alt und fuhr mit einer Kindergruppe von Kindern unter 14 Jahren nach Dänemark, und auch diese Gruppe war vom Chalutz organisiert worden. Bis 1949 blieb mein Bruder in Dänemark, erst dann, mit beinahe 25 Jahren, kam er nach Israel, er war noch immer Junggeselle und kam im Rahmen eines Freiwilligenprogramms in ausländischen Institutionen. Von unserem überraschenden Wiedersehen werde ich auch später berichten.

In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 wurde ein Pogrom gegen die Juden in Deutschland verübt, der als „Kristallnacht“ in die Geschichte eingegangen ist. Nationalsozialisten zerstörten beinahe alle Synagogen in Deutschland, schändeten viele jüdische Friedhöfe und zerstörten und schlossen eine große Anzahl jüdischer Geschäfte und Einrichtungen, auch den Betrieb meines Vaters.

[Bildunterschrift S. 13: Die Synagoge in Berlin nach der „Kristallnacht“]

Über 300 000 jüdische Männer wurden verhaftet und in Konzentrationslager geschickt. Während der Kristallnacht war ich nicht zuhause. Ich war in Ahrendsdorf

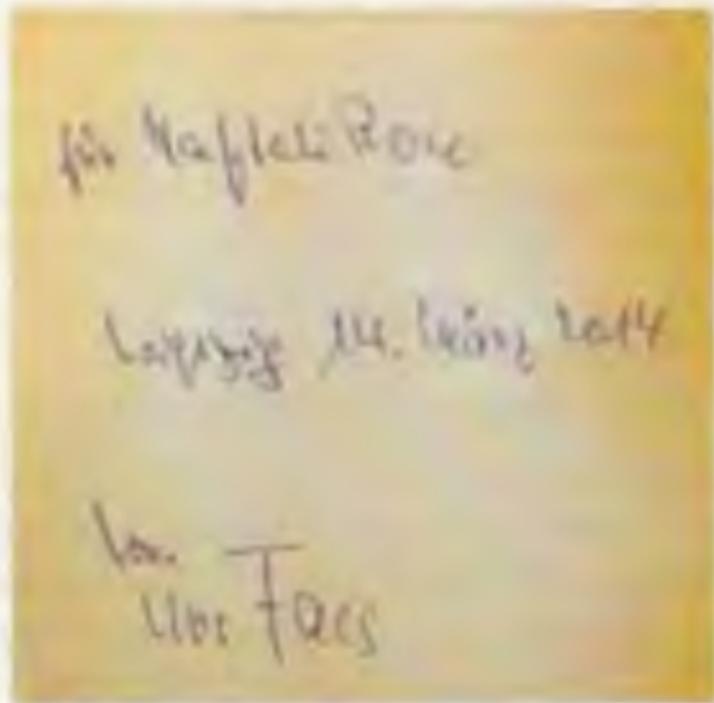


בית הכנסת בברלין לאחר "ליל הבדולח"

Übersetzung S.10 Synagoge in Berlin



ד"ר יוסף יוסף



Die Gruppenleiter in Ahrensdorf wurden von den jüdischen Organisationen gewarnt, dass die Gestapoleute auch zu uns kommen würden, um die über 18-Jährigen festzunehmen. Aber sie kamen doch nicht zu uns. Ich weiß noch, dass wir uns fragten, weshalb die Gestapomänner am Ende doch nicht kamen, und wie viele Möglichkeiten wir in Betracht zogen. Schließlich waren wir alle der Meinung, dass es an unserem Hausmeister-Ehepaar lag, die für die Unversehrtheit des Hauses, in dem wir wohnten, verantwortlich waren. Der Hausmeister war mit den Verantwortlichen bei der örtlichen Polizei befreundet, der für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung im Bezirk zuständig war. Unter anderem fuhr er auf seinem Motorrad Patrouillen zwischen den beiden Orten Trebbin und Luckenwalde, die beide etwa eine halbe Stunde Fahrt von Ahrensdorf entfernt lagen. Wahrscheinlich hatten die beiden, er und der Polizist, beschlossen, den Gestapomännern in diesen beiden Ortschaften zu sagen, dass Ahrensdorf zu jeweils anderen Bezirken gehörte, wo man sich der Sache annehmen würde. Ob es nun so war oder auch nicht – das Ergebnis war zumindest, dass in jener Nacht keine Gestapomänner zu uns auf den Hof kamen und niemand von den Jugendlichen und den Gruppenleitern verhaftet wurde.

Damals wusste ich nicht, was bei meinen Eltern los war. Erst später erfuhr ich, dass die Gestapo auch zu uns nach Hause gekommen war und meinen Vater für eine Nacht festgenommen hatten. Alle anderen Männer wurden vom Gefängnis in ein Konzentrationslager verlegt, aber mein Vater wurde nach Hause entlassen. Bis heute wissen wir nicht, was der Grund dafür war. Es war eine winterliche, regnerische Nacht, und im Gefängnis erkrankte mein Vater an Lungenentzündung. Tatsächlich wurde er nach dieser Nacht nie wieder der alte, er blieb in seinem Bett liegen und verließ das Haus nicht mehr. Außerdem rauchte er viel, was seine Gesundheit noch mehr beeinträchtigte. Einige Zeit später, im Sommer, stattete ich meinem Elternhaus einen Besuch ab. Es war kurz vor meiner Abreise nach Eretz Israel. Er lag auf dem Sofa, und ich weiß noch, wie er zu mir sagte: „Tule, ich werde nicht mehr lange leben.“ In dieser Verfassung lebte er noch drei Jahre weiter, und am 1. Januar 1942 starb er, genau an seinem 53. Geburtstag.

Die Reise nach Palästina

Marion Becker

Es war März 1939. Am Bahnhof verabschiedete ich mich von meiner Freundin, meiner Geliebten, Marion Becker. Ich hatte sie in Ahrensdorf kennengelernt, wir waren dort etwa zweieinhalb Jahre lang gewesen, doch unsere Freundschaft hatte sich erst im letzten Jahr unseres Aufenthaltes entwickelt. Am 23. März 1939 verließ Marion Deutschland und wanderte im Rahmen des Projektes „Arbeiterinnen-Hof“ nach Palästina aus. Dieses Projekt schulte junge Frauen, meist junge, alleinstehende Einwanderinnen, in landwirtschaftlicher Arbeit und in der Führung eigenständiger landwirtschaftlicher Betriebe für ihren Lebensunterhalt. Dies geschah sowohl in den Kibbutzim und Moschawim in Palästina als auch in ihren Herkunftsländern als Vorbereitung auf ihre Auswanderung. Dieses Projekt war eine der Möglichkeiten, die der Chalutz als Eingliederungshilfe in die landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft unterhielt.

Auf unserem Weg zum Bahnhof besuchten wir auch ihr Elternhaus in Berlin, wo Marion sich von ihrer Mutter verabschiedete. Ich erinnere mich noch an ihre Warnung, dass ihre Mutter sehr gute Ohren hatte... Marion gab mir ihre Adresse in Palästina, vielleicht hoffte sie, dass ich ihr dorthin folgen würde. Ich hingegen war ein junger Mann und dachte überhaupt nicht an die Zukunft unserer Beziehung. Für so etwas war ich zu jung, ich war mir nur sicher, dass auch ich auswandern würde. Nach ihrer Ankunft in Palästina wohnte Marion in einem Arbeiterinnenbetrieb in Ayanot in der Nähe von Rehovot. Heute ist das eine Erziehungseinrichtung für Jugendliche. Später zog sie in den Kibbutz Schibboleth, auch in dieser Gegend. Der existiert heute nicht mehr, und schließlich wohnte sie im Kibbutz Degania. Wir schrieben uns Briefe, bis ich Deutschland verließ. Noch heute erinnere ich mich an den Brief, in dem sie mir verkündete, dass sie leider einen anderen jungen Mann kennengelernt hatte und ihn heiraten würde. Ich hatte gar keine Zeit, ihr zu antworten, denn das war genau zu Beginn meiner Reise nach Palästina. Vielleicht war es wegen der langen Zeit, die meine Reise dauerte, dass sie ihre Pläne geändert hatte. Nach meiner Ankunft besuchte ich sie in Degania, und obwohl wir beide noch unverheiratet waren, wollte keine Romantik zwischen uns aufkommen. Marion

Marion Bäcker war die erste große Liebe von Tule Ronin in den Jahren 1936-1939 auf Hachschara in Ahrensdorf

Geboren am 09.05.1921 in Berlin.
Sie war von 1936 bis 1938 in Ahrensdorf.
1938 kam sie mit der Jugend-Alija nach Palästina. Sie lebt unter dem Namen Mirjam Rapaport im Kibbuz Degania Beth.



heiratete zweimal und wurde zweimal Witwe. Sie hat zwei Töchter. Der Kontakt zwischen uns schlief ein, aber eines Tages fragte meine Frau, die von unserer Bekanntschaft wusste, wie es Marion ging. Einige Male versuchte ich, sie anzurufen, aber sie antwortete nicht. Danach rief ich im Kibbutzbüro an, und dort erklärte man mir, dass ihr Gesundheitsstand betrüblicherweise so schlecht war, dass sie nicht einmal mehr telefonieren konnte. So weiß ich gar nicht, wie es ihr heute geht, und ob sie überhaupt noch unter den Lebenden weilt.

Gute Menschen

Ich nahm Abschied von Marion und stieg in den Zug zurück nach Trebbin, um von dort nach Ahrensdorf zu kommen. Aber ich war wohl sehr müde, denn ich schlief im Zug ein und verpasste meine Haltestelle. Als ich aufwachte, merkte ich, dass ich schon in Luckenwalde war, der Endstation. Ich stieg aus und begab mich in die Wartehalle. Es war mitten in der Nacht, der nächste Zug nach Trebbin fuhr erst am nächsten Morgen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Plötzlich kam der Fahrkartenverkäufer zu mir, der wohl erkannt hatte, in welcher misslichen Lage ich mich befand. Er schlug mir vor, auf der Bank im Bahnhof zu übernachten und den Zug am nächsten Morgen nach Trebbin zu nehmen. Erfreut nahm ich seinen Vorschlag an. Am nächsten Morgen kam er, weckte mich und brachte mir eine Thermoskanne Kaffee und ein belegtes Brot. Ich dankte ihm von ganzem Herzen, stieg in den Zug und fuhr nach Trebbin. Diesen guten Menschen sah ich nie wieder.

Trotz aller Schwierigkeiten, die sich mir in meiner Jugend in Deutschland boten, gab es auch gute Menschen, so wie der Polizist, von dem ich bereits berichtete, oder wie der Kartenverkäufer im Bahnhof Luckenwalde. Ein weiterer guter Mensch war Herbert Fiedler. 1939 war Herbert Fiedler ein junger Mann in Luckenwalde. Ich persönlich kannte ihn nicht, aber ich hatte von ihm gehört. Während des Krieges wurde er 18 Jahre alt. Wie alle jungen Männer in Deutschland wurde er zur Armee eingezogen und kämpfte als Wehrmachtssoldat in der Sowjetunion. Am Ende des Krieges geriet er in russische Kriegsgefangenschaft, erst nach vier Jahren kam er frei. Er kehrte nach Luckenwalde zurück, das damals zur Deutschen

Noch an demselben Tag, abends um 18:55 Uhr stieg ich am Bahnhof Friedrichstraße in den Abendzug, der mich nach Wien bringen würde. Von dort sollte es weiter nach Palästina gehen. So begann meine Reise ins Gelobte Land.

So überstürzt war mein Aufbruch, dass ich es nicht schaffte, noch einmal nach Gotha zu meinen Eltern zu fahren und mich zu verabschieden. Das letzte Zusammentreffen mit ihnen war bei meinem Besuch einige Monate zuvor gewesen, wie ich bereits erzählte, war mein Vater damals schon sehr krank. Bei jenem Besuch gab ich ihnen Marions Adresse in Palästina, denn es war klar, dass auch ich bald dorthin übersiedeln würde, und für's Erste war dies meine einzige palästinensische Adresse. In Berlin wohnte eine Bekannte von mir, und ich glaube mich zu erinnern, dass ich sie bat, meinen Eltern zu berichten, dass ich Deutschland verlassen und nach Palästina auswandern würde. Leider weiß ich nicht, ob meine Eltern die Botschaft erhielten, und so blieb es dabei, dass unser letztes Wiedersehen bei meinem letzten Besuch bei ihnen in Gotha stattgefunden hatte.

Am Bahnhof Friedrichstraße machte ich die Bekanntschaft einer bereits älteren jüdischen Ehepaars. Die Gotthelfs waren ebenfalls auf dem Weg nach Wien, um von dort nach Palästina weiterzureisen. Sie hatten viele Koffer bei sich, während ich nur meinen kleinen Rucksack hatte, und so half ich ihnen beim Tragen. Vielleicht war dies der Grund, dass sie mich zu sich in ihr Abteil der 1. Klasse einluden. Da ich selbst mir eine Fahrkarte für die 1. Klasse nicht leisten konnte, kaufte Herr Gotthelf von seinem Geld die Karte für mich, als der Schaffner uns kontrollierte. Und so reiste ich mit ihnen bequem im Abteil Erster Klasse. Als wir einstiegen, war das Abteil leer, und ich setzte mich an einen Fensterplatz und sah nach draußen. Der Zug war voller deutscher Soldaten, die nach ihrem Weihnachtsurlaub zurück an die Front in Polen fuhren. Als der Zug losfuhr, öffnete sich plötzlich die Abteiltür, und es standen zwei deutsche Offiziere vor uns und sahen uns schweigend an. Beide waren in jeder Hinsicht hohe Tiere, groß gewachsen und mit hohen Abzeichen an ihren Uniformen. Sofort machte ich meinen Fensterplatz frei und setzte mich an die Tür. Die Gotthelfs blieben schweigend sitzen. Dann stellte sich heraus, dass wir versehentlich in dieses Abteil gestiegen waren, das die beiden Offiziere eigentlich

reserviert hatten. Sie zogen ihre schweren Mäntel aus und setzten sich zu uns. Nach kurzer Zeit kamen wir miteinander ins Gespräch. „Wohin reisen Sie?“, fragten sie auf Deutsch und zeigten sich verwundert, dass ein so junger Mann wie ich nicht bei der Wehrmacht war. Damals war ich 19 Jahre alt, und ich sah keinen Grund, sie anzulügen, und so erzählte ich ihnen die Wahrheit: „Wir reisen nach Palästina.“ „Wie kommen Sie denn nach Palästina?“, interessierten sich die beiden. Ich erzählte, dass wir nach Wien fuhren und von dort mit einem Schiff die Donau entlangfahren würden bis ans Schwarze Meer, wo wir auf ein Schiff steigen würden, das uns bis zum Hafen von Haifa bringen würde. „Vergessen Sie die Donau“, sagten die Offiziere, „die Donau ist zugefroren und zur Zeit nicht schiffbar.“ Die ganze Reise über unterhielten wir uns. Ich erzählte ihnen von Palästina, von den Kibbutzim dort und von meinen Zukunftsplänen. Sie waren sehr freundlich zu uns. Die Gotthelfs sagten nur wenig, vielleicht beteten sie im Stillen, dass wir heil ankommen... Als wir Breslau in Polen erreichten, etwa sieben oder acht Stunden später, stiegen alle Soldaten aus und auch die beiden Offiziere. Sie wünschten uns alles Gute und eine gute Reise, vielleicht drückten sie uns auch freundschaftlich die Hände. Im Rückblick kann man sagen, dass wir mit Gott(es) Helf und dem Segen der Wehrmacht nach Palästina aufbrachen. Aber der Weg, der vor mir lag, war noch lang.

Patronka

Nach weiteren sieben oder acht Stunden Fahrt, gegen 22:00 Uhr, kamen wir in Wien an. Wir stiegen aus dem Zug und wurden schon von Vertretern der jüdischen Organisation erwartet. Wir warteten 24 Stunden, doch am nächsten Tag stellte sich heraus, dass die deutschen Offiziere recht gehabt hatten. Die Donau war zugefroren. Schiffe konnten sie nicht befahren. So brachte man uns also statt zum Schiff zu einem Bus, der uns nach Bratislava in der Slowakei fuhr, etwa eine Stunde Fahrtzeit von Wien entfernt, und noch nahe an der österreichischen Grenze. In Bratislava warteten schon drei slowakische Soldaten auf uns, Mitglieder der Hlinka-Garde, die uns nach Patronka in der Nähe von Bratislava. Die Hlinka-Garden waren eigentlich so etwas wie die Miliz der slowakischen Volkspartei, ihr Namenspatron war Andrej Hlinka, der Parteivorsitzende vor dem Zweiten Weltkrieg. Es war eine

extrem rechte Organisation, die noch weiter rechts als Nazideutschland stand und Juden ebenso bekämpfte wie die Gegner der antisemitischen Regierung in der Tschechoslowakei. Die Uniform der Hlinka-Garde war schwarz wie die der SS. Als wir sie erstmals sahen, bekamen wir einen gehörigen Schrecken. Während unseres ganzen Aufenthaltes im Lager Patronká bewachten uns diese Leute. Erfreulicherweise waren aber die Soldaten, die uns nach Patronká begleiteten und dort überwachten, sehr freundlich und nett. Während des Ersten Weltkrieges gab es in Patronká eine Munitionsfabrik, die danach leerstand. Das Gebäude nutzten dann die jüdischen Organisationen, um dort improvisierte Aufnahmestellen für die Auswanderer auf ihrem Weg zu den Schiffen zu schaffen, die sie nach Palästina bringen sollten. Jüdische Organisationen finanzierten meine Auswanderung ebenso wie die Tausender anderer jüdischer Flüchtlinge in dieser Zeit. Sie bezahlten alle, die uns auf unseren Wegen unterstützten, über die Grenzen brachten usw. Die meisten dieser Menschen waren nichtjüdische Bewohner der jeweiligen Orte.

In der Nacht erreichten wir Patronká. Es war dunkel und bitterkalt, alles lag unter einer Schicht von Schnee und Matsch. Man brachte uns in eine große Halle, wo bereits einige hundert andere Menschen waren, die vor uns angekommen waren. Es gab einen großen Berg Strohballen, die wir als Schlafstätten nutzen sollten. Ich nahm mir einen solchen Strohballen, groß genug, um darin zu versinken, und hoffte, er möge mir vielleicht auch Schutz gegen die eisige Kälte bieten. Alles war gefroren, jeden Gang zur Toilette überlegte ich mir zweimal. Vielleicht ich dort wegen der schrecklichen Kälte dort auch sehr krank. Der Arzt diagnostizierte eine schwere Angina, und ich kam für zwei Wochen in ein anderes Gebäude dort, das als Krankenstation diente. Patronká war eine Art offenes Lager, jeder kam und ging, wie er wollte. Als wir verstanden, dass unser Aufenthalt sich in die Länge ziehen würde, suchte ich mir zusammen mit einigen andere Leuten, mit denen ich mich zwischen angefreundet hatte, eine Wohnung außerhalb des Lagers. Dorthin kehrten wir nur noch zu den Mahlzeiten zurück. Unser Essen wurde, genau wie unsere anderen Ausgaben, von jüdischen Organisationen bezahlt. Die Mahlzeiten wurden aus einem Restaurant in Bratislava nach Patronká ins Lager gebracht, denn dies war das einzige koschere Restaurant, das es in der Umgebung noch gab. Ich fand Arbeit und verdiente mir etwas dazu, um mir einige Dinge zu kaufen. Meiner

Erinnerung nach gingen wir auch aus, zum Beispiel ins Kino. Etwa 10 Monate blieben wir in Patronká, und in dieser Zeit freundete ich mich mit einigen jungen Männern aus Wien an. Zusammen brachten wir die ganze lange Reise hinter uns. Im Sommer verkündete man uns plötzlich, dass man uns zurück in unsere Herkunftsländer schicken würde, da unser Aufenthalt und unsere Ausgaben nicht weiter bezahlt werden könnten. Die Bedrohung, die uns nach unserer Rückkehr nach Deutschland erwarten würde, bewirkte dann aber wohl doch, dass die Organisationen wieder für uns zahlten, und so mussten wir, einige Kameraden und ich, doch nicht fliehen, wie wir es schon genau geplant hatten. In Patronká blieben wir beinahe 10 Monate lang.

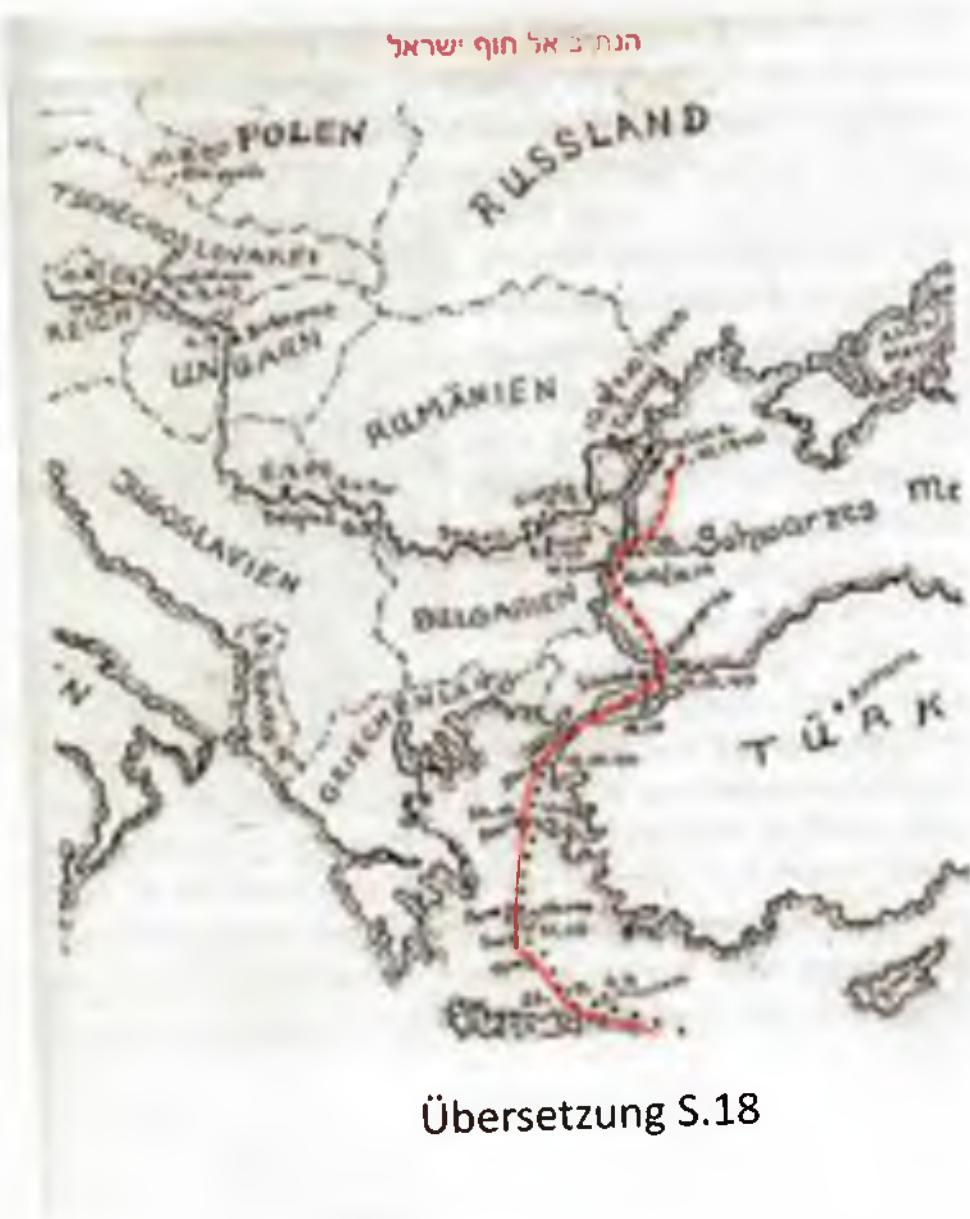
Auf dem Schiff Uranus die Donau entlang

Am 10. September 1940 wurden wir zum Donauhafen in Bratislava gebracht, wo wir von drei Schiffen erwartet wurden: Die Uranus, die Melk und die Schönbrunn. Diese drei Schiffe waren von den jüdischen Institutionen mit dem Einverständnis der Naziregierung erworben worden, um damit Juden die Donau entlang bis nach Rumänien ans Schwarze Meer zu transportieren. Im Januar 1942 wurde in einer Villa in Berlin am Wannsee die „Endlösung der Judenfrage“ in Europa beschlossen. Bis zu diesem Zeitpunkt jedoch hatte die nationalsozialistische Regierung alle Möglichkeiten unterstützt, die Juden aus Deutschland zu entfernen, unter anderem die zionistischen Jugendbewegungen und die verschiedenen Hachschara-Einrichtungen. Um also die Juden aus dem Deutschen Reich hinauszuführen, gestatteten die Nazis den Transport per Schiff über die Donau bis zum Schwarzen Meer. Die Schiffe fuhren sogar unter der Hakenkreuzflagge, der Fahne des nationalsozialistischen Deutschland. Das alles erfuhr ich erst später, aber ich weiß noch, dass ich mich wunderte, dass die Nazis den Juden erlaubten, Deutschland zu verlassen und dabei die Hakenkreuzflagge zu benutzen. Die Erklärung des Regimes dafür lautete, dass die Schiffe, wenn sie nach Bratislava zurückfuhren, deutsche Flüchtlinge aus Rumänien mitnahmen. So schlugen also die Deutschen zwei Fliegen mit einer Klappe, und das alles für sie kostenlos, denn die Schiffsfahrten zum Schwarzen Meer finanzierte ja der amerikanische Joint.



Petronka

הנתיב אל חוף ישראל



Übersetzung S.18

Demokratischen Republik gehörte, und schloss sich der regierenden kommunistischen Partei an. Er studierte, schrieb danach seine Doktorarbeit in Landeskunde und unterrichtete an der Volkshochschule. Eines Tages feierten wir hier in Kfar Maccabi die Hochzeit meiner Sohnes Yaacov, das war 1993, drei Jahre nach dem Zusammenbruch des Kommunismus und der deutschen Wiedervereinigung. Einer meiner Kameraden kam zu mir und sagte, dass mich jemand aus Luckenwalde suchte. Er gab mir eine Telefonnummer, und ich rief selbstverständlich sofort an. Das war Herbert Fiedler. Er erzählte mir, dass er nach der Wiedervereinigung begonnen hatte, sich für die Schicksale der etwa 250 jüdischen Jugendlichen zu interessieren, die zwischen 1936 und 1941 in der Stadt gemeldet waren. Er kannte niemanden von ihnen, doch er versuchte sie zu finden und herauszufinden, was sie während des Zweiten Weltkrieges und danach erlebt hatten. Viele Jahre lang forschte er und fand keine Ruhe, bis er sie aufgespürt hatte, in Israel und in anderen Ländern. So kam es, dass er einige Male nach Israel reiste und wir uns trafen. Bis heute sind wir befreundet und telefonieren ab und zu. Fiedler ist es auch zu verdanken, dass ein Mahnmal für diejenigen Jugendlichen errichtet wurde, die während der Schoa ermordet wurden. Er hatte ein umfangreiches Archiv zusammengetragen, das er dem schweizerischen Schriftsteller Urs Faes überließ. Auf der Basis dieses Archivs schrieb Faes seinen Roman „Sommer in Brandenburg“. Er schickte mir auch ein Buch mit einer persönlichen Widmung.

Im Zug nach Wien

Am Morgen des 27. Dezember 1939, etwa vier Monate nach Ausbruch des Krieges, erhielt ich vom Palästinabüro der Zionistischen Vereinigung für Deutschland die Aufforderung, in ihr Berliner Büro zu kommen. Zu jener Zeit war ich bereits drei Monate in einem anderen Hachschara-Lager, auf Gut Winkel in der Nähe von Fürstenwalde, wiederum in der Nähe von Berlin. Dort war ich Lehrer für Eretz-Israel-Kunde. Als die Aufforderung kam, packte ich einen kleinen Rucksack, trieb ein Fahrrad für mich auf und fuhr damit die etwa zehn Kilometer zum Bahnhof Fürstenwalde. Mein Fahrrad ließ ich dort – vielleicht wartet es bis heute auf meine Rückkehr?! Mit dem Zug fuhr ich nach Berlin und begab mich ins Palästina-Büro

Ich bestieg die Uranus. Wir fuhren an dem Dorf Kladovo vorbei, das am Ufer der Donau in Serbien liegt (damals gehörte der Ort zu Jugoslawien). Dort trafen wir auf eine Gruppe von Juden aus dem letzten Transport, die dort aufgehalten worden waren. Einige von ihnen kannte ich noch aus Deutschland. Als wir an ihnen vorbeifuhren, winkten sie uns vom Donau-Ufer aus zu. Sie alle wurden dort so lange aufgehalten, bis es zu spät war, um Deutschland noch zu verlassen. Später wurden sie von den Nazis gefasst und hingerichtet. Diese schlimme Begebenheit ging als Kladovo-Schabatz-Affäre in die Geschichtsbücher ein: 1200 Auswanderer verließen im November 1939 mit Bestimmungsland Palästina Deutschland und Österreich. Da es Probleme mit der Auswanderungslogistik gab, strandeten sie für eineinhalb Jahre in den beiden Dörfern Kladovo und Schabatz in Jugoslawien (heute gehören sie zu Serbien). Nur etwa 150 Jugendliche aus dieser Gruppe gelangten schlussendlich nach Eretz Israel, alle anderen (außer sechs Personen, die fliehen konnten) wurden von den Nazis gefasst und in Jugoslawien ermordet. Die Reise auf der Uranus dauert zehn Tage, aber es war bereits eineinhalb Jahre' her, seit ich Deutschland mit dem Zug zusammen mit dem Ehepaar Gotthelf verlassen hatte. Schließlich erreichten wir den Hafen Tulcea in Rumänien am Ufer des Schwarzen Meeres.

Auf der Pacific

Im Hafen von Tulcea warteten wir etwa drei Wochen, bis Besatzungen für die Schiffe, die uns nach Palästina bringen sollten – allesamt Griechen – gefunden waren. Im September 1940 bestiegen wir drei Schiffe, die Pacific, die Milos und die Atlantic. Auf ihnen verließen wir Europa. Es waren alte griechische Schiffe, auf denen früher Vieh transportiert worden war. Auch ihren Erwerb hatte die nationalsozialistische Regierung gestattet, und es dauerte geraume Zeit, bis sie für die Aufnahme Tausender jüdischer Flüchtlinge, die aus Deutschland vertrieben wurden, umgebaut worden waren. Wie die meisten anderen Passagiere der Uranus kam auch ich auf die Pacific. Diesmal fuhren wir unter der Flagge von Panama. Auf dem Schiff befanden sich um die 700 Menschen, weit mehr, als die Größe des Schiffes erlaubt hätte. Immer wieder schrie der Steuermann uns zu: „Nach links!“, oder „nach rechts!“, nämlich immer dann, wenn sich auf einer Seite des Schiffes zu viele Menschen versammelt hatten, so dass es sich gefährlich auf die Seite neigte und zu kippen drohte. Die Enge war unerträglich. Ebenso die hygienischen Bedingungen. Unter Deck konnte man nicht schlafen, so dass ich die ganze Zeit an Deck übernachtete. Im Oktober erreichten wir das Mittelmeer. Dann kamen wir nach Varna in Bulgarien, und dort hielt die Polizei oder das Militär der Bulgaren uns auf: Sie wollten so viele Juden wie möglich aus Bulgarien retten, bevor die Deutschen das Land erreichten, und obwohl der Kapitän sich sträubte und immer wieder erklärte, unser Schiff sei bereits überladen, gelang es ihnen, 30-40 bulgarische Juden auf der Pacific unterzubringen.

Während der Fahrt schrumpfte unser Kohlevorrat, und ohne Kohle konnte das Schiff nicht fahren. Wir steuerten Kreta an, um dort Kohle an Bord zu nehmen. Wie groß war unsere Freude, als die Inselbewohner uns einen feierlichen und freundlichen Empfang bereiteten. Sie versorgten uns nicht nur mit Kohlen, sondern schickten auch ein Mädchenballett, das für uns am Hafen tanzte. Das war eine wirkliche Abwechslung. Einige Stunden lagen wir dort vor Anker, ohne das Schiff zu verlassen. Dann fuhren wir weiter Richtung Haifa. Als nächstes erreichten wir Zypern, wo wir noch einmal Kohle an Bord nehmen sollten, um dann endlich an unser Ziel zu gelangen. Doch die Briten, zu deren Herrschaftsgebiet Zypern damals

gehörte, verweigerten uns die Landung, und so fuhren wir weiter, ohne neuen Brennstoff an Bord zu haben. Auf unserem weiteren Weg nach Haifa mussten wir also alle Bretter aus dem Schiff herausreißen, mit denen das Eisengestell verkleidet war, um sie zu verbrennen. Außerdem hatten wir die „Ehre“, von britischen Wachschiffen begleitet zu werden, seit wir Zypern passiert hatten, wenn ich mich richtig erinnere. Mit allerletzten Kräften erreichte unser Schiff – oder zumindest das eiserne Skelett, das von ihm übrig geblieben war - am 1. November 1940 die Küste vor Haifa. Die Milos erreichte den Hafen von Haifa zwei Tage später, die Atlantic brauchte weitere zwei Wochen.

[Bildüberschrift S. 24: Der Weg zur Küste Israels]

Die Einreise ins Land

Ich blicke hinaus auf den Korridor. Die israelische Küste ist nun erleuchtet und strahlt im Licht wie damals, sie verspricht eine wunderbare Zukunft. Ich richte meinen Blick auf diese Küste, die mich und meine Kameraden aufnehmen soll – Israel!

Vor Deinen Toren stehen wir!

Auf der Patria

Britische Schiffe eskortierten uns in den Hafen von Haifa. Doch wir durften nicht an Land gehen. In der Nähe ankerte ein großes Schiff, das wir zu diesem Zeitpunkt noch kaum wahrnahmen. Wir wussten noch nicht einmal, wie es hieß. Später dann erfuhren wir, dass das die Patria war, ein französisches Passagierschiff, das die Briten beschlagnahmt hatte, als Frankreich vor Nazideutschland kapituliert hatte. Auf der Patria sollten unerwünschte Personen aus Palästina ausgewiesen werden, und für diese Aufgabe hatte man das Schiff umgebaut. Es war geplant, uns auf dieses Schiff zu verlegen und nach Mauritius zu bringen. Von diesen Plänen hatten wir damals noch keine Ahnung. Einige Tage lang bliebe wir auf der Pacific, dann verkündeten uns die Briten, dass die Patria als Ausweichquartier für uns vorgesehen sei. Wegen der grauenhaften hygienischen Bedingungen, die während unserer etwa sechs Wochen währenden Überfahrt geherrscht hatten, sollten wir auf dorthin verlegt werden, um uns von all dem Schmutz, der an uns haftete, zu reinigen. Die Patria, daran erinnere ich mich noch, war ein sehr schönes Schiff, und wir wunderten uns über die Bänke auf dem Schiff, die nicht zu seiner Schönheit und Größe passen wollten und wie Fremdkörper wirkten. Erstmals keimte in uns der Verdacht auf, dass man uns ausweisen wollte, es kursierten erste Gerüchte, dass man uns nach Australien schicken wollte. Alle Passagiere der Pacific und der Milos kamen auf die Patria. Mit der Zeit fanden wir uns zu Gruppen zusammen, und unsere Anführer gaben den Befehl, erste kleine Demonstrationen gegen unsere drohende Abschiebung abzuhalten. Nachts stiegen wir aufs Deck und schrien laut auf Hebräisch: „Wir wollen nicht nach Australien, wir wollen in Palästina leben!“

Und wir sangen unsere Hymne, HaTikwa. Nicht alle von uns sprachen Hebräisch, aber die Worte dieses Liedes kannten wir alle auswendig. Ich war einer der wenigen, die wirklich Hebräisch sprechen konnten. Wir hatten während der Hachschara Hebräisch gelernt, außerdem hatte ich schon als Kind zuhause die Gebete auf Hebräisch gelernt und privaten Unterricht im Lesen und Schreiben in hebräischer Sprache erhalten. Außerdem las ich im Alten Testament.

So vergingen drei Wochen, und eines Tages sagten uns unsere Gruppenleiter, dass unser Protest deutlicher werden müsste. Am nächsten Morgen um 9:20 Uhr sollten wir auf ein festgelegtes Zeichen hin alle von Deck aus ins Wasser springen. Und so standen wir am nächsten Tag, dem 25. November 1940, zur vereinbarten Zeit alle an Deck, mehr als 100 Personen und blickten aus einer Höhe von etwa 12 Metern hinunter auf das blaue Meer. Auf der Schiffsbrücke stand einer der Anführer und gab zur vereinbarten Zeit das vereinbarte Zeichen, und wir alle sprangen ins Wasser. Ich weiß noch, wie ich während des freien Falls eine Explosion hörte. Ich dachte, dass die Briten auf uns schossen. Damals wusste ich noch nicht, dass die Mitglieder der Hagana an der Schiffswand eine Sprengladung angebracht hatten. Im Nachhinein hörte ich, dass die Mitglieder der Hagana und der zionistischen Organisationen alle möglichen Anstrengungen unternommen hatten, die Ausweisung der illegalen Einwanderer zu verhindern, was auch der Grund dafür war, dass die Patria noch immer im Hafen lag und noch nicht mit Ziel Mauritius in See gestochen war. Doch nachdem alle Bemühungen vergebens gewesen waren, beschlossen die Befehlshaber der Haganah, das Schiff zu beschädigen, um die Ausweisung zu verzögern. Eine kleine Explosion am Schiff sollte ein Zeichen der Macht und des Protestes sein. Doch der Sprengsatz riss ein großes Loch in die Schiffswand. Das riesige Schiff neigte sich auf die Seite, und alle Menschen, die auf dieser Seite standen, sowie alle diejenigen, die sich in den Kabinen aufgehalten hatten, ertranken. Das Wasser im Hafen war nicht tief genug, als dass das Schiff hatte ganz versinken können. Insgesamt kamen bei diesem tragischen Unglück etwa 250 Menschen ums Leben. Damals aber wusste ich nicht, dass das Schiff sich neigte und dass es große Verluste unter den Einwanderern gab. Die Überlebenden auf dem Schiff brachten die Briten in Lagerhallen am Hafen und von dort wurden sie nach Atlit gebracht. Nach einigen Minuten wurden ich und die anderen, die mit mir ins

Wasser gesprungen waren, von britischen Polizisten aus dem Wasser gezogen. Mir reichten sie eine Eisenstange von ihrem Polizeiboot aus, woran ich mich mit meinem Hosenbund festband, und so wurde ich gerettet. Mit mir wurden noch 33 weitere Menschen gerettet und ans Ufer gebracht. Einer von uns, der aber nicht zu meiner unmittelbaren Gruppe gehörte, schwamm sogar an Land, wo er von einem britischen Polizisten mit einem Lob als „very good sportsman“ begrüßt wurde. Er hieß Rudi Perl, später änderte er seinen Namen in Reuven Margol. Ich hatte ihn bereits in Patronká kennengelernt und mich mit ihm angefreundet. Außer den Sachen, die ich am Leibe trug – eine kurze Hose und ein blau-weiß kariertes Hemd – hatte ich nichts, auch keinerlei Ausrüstung. Wir waren viele junge Männer sowie vier junge Frauen, und wir alle wurden von der Hafenspolizei eingesammelt und in eine große Halle gebracht. Dort ließ man uns 24 quälende Stunden warten – es gab kein Trinkwasser und auch keine Toiletten, und es stank schrecklich. Am nächsten Tag wurden wir aus der Halle fortgebracht und mussten zwischen zwei Reihen mit Maschinenpistolen bewaffneter britischer Soldaten hindurchlaufen, als wären wir schreckliche Verbrecher. Da erst sah ich die Patria, wie sie auf der Seite lag. Ich erkannte, dass die Seite des Decks, auf der wir gestanden hatten, diejenige war, die nun unter Wasser lag. Und so hatte ich durch meinen Sprung ins Wasser wieder einmal mein Leben geschenkt bekommen.

[Bildunterschrift S. 27, Bild oben: Überbleibsel der Patria im Museum der illegalen Einwanderung und der Marine in Haifa; Bild Mitte: Die auf der Seite liegende Patria im Hafen von Haifa; Bild unten: Das Internierungslager Atlit]

Das Internierungslager Atlit

Vom Hafen aus wurden wir in die Polizeiwache Haifa überstellt, dort, wo heute das ZIM-Gebäude steht. Man brachte uns in zwei oder drei Zellen. Endlich erhielten wir von den jüdischen Organisationen Kleidung zum Wechseln. Alle zwei oder drei Tage brachte man uns zurück zur Hafenspolizei, wo wir verhört wurden. Mich fragte man, wo ich gestanden hatte, bevor ich ins Wasser sprang, wer neben mir gestanden hatte, wer uns befohlen hatte zu springen, und vieles mehr. Ich weiß auch noch,



Übersetzung S. 24 Überbleibsel Patria



Übersetzung S.24
Internierungslager Atlit



S.24/1

dass ich nicht die Wahrheit sagte. Weder gab ich zu, ins Wasser gesprungen zu sein, noch verriet ich andere Dinge. Ein Engländer befragte mich, und ein Jude aus Frankfurt, der für die Briten arbeitete, übersetzte. Ich sprach Deutsch, und der Jude übersetzte die Fragen und Antworten, aber ich weiß nicht, ob er richtig und genau übersetzte. Die Verhöre dauerten etwa zwei Wochen an.

Am 27. November 1940, etwa zwei Tage, nachdem man uns in die Arrestzellen der Polizeiwache von Haifa verlegt hatte, feierte ich meinen 20. Geburtstag.

Nach zwei Wochen im Gefängnis von Haifa wurden auch wir nach Atlit gebracht. Dort waren auch die Passagiere von der Pacific und der Milus, die die Explosion auf der Patria überlebt hatten. Es gab im Lager eine Männer- und eine Frauenabteilung. Rechts waren die Damen untergebracht, und auf der linken Seite die Herren. Getrennt waren die Seiten durch Stacheldraht. Dort in Atlit wurden wir mit den tragischen Ereignissen dieser Überfahrt konfrontiert. Viele hatten ungeduldig unsere Ankunft erwartet, in der Hoffnung, nun endlich ihre Angehörigen und Freunde wieder in die Arme schließen zu können, doch diese waren in der Explosion umgekommen. Sie kamen und fragten, wen wir wann gesehen hatten, oder ob wir etwas über das Schicksal der Vermissten wüssten. Zu unserem Leidwesen konnten wir ihnen keine Auskunft geben. Es war unglaublich schwierig, diesen Menschen gegenüberzustehen, die von uns erfahren mussten, dass ihre Lieben die Explosion nicht überlebt hatten oder ertrunken waren. Später bekamen wir eine Grundausrüstung, Betten, Matratzen, Decken und Kleidung. In jeder Baracke waren etwa 30 Männer untergebracht und wir wurden auf den verschiedenen Baracken aufgeteilt. Im Lauf der Zeit fanden sich in den einzelnen Häusern die Menschen in Gruppen zusammen. Wir gewöhnten uns langsam an das Leben im Lager. Wir lernten Hebräisch, brachten uns gegenseitig neue Lieder bei und sorgten für ein gewisses kulturelles Angebot und es gab auch romantische Begegnungen. Außer uns waren alle Einwanderer etwa ein Jahr in Atlit. Im September 1941 wurden die ersten Personen entlassen. Wer eine Adresse in Palästina hatte, wurde schneller entlassen. Das schrieben die Briten als Kolonialmacht so vor, damit die Einwanderer ihnen nicht zur Last fallen sollten. Ich

wusste, dass die Gotthelfs, die mit mir zusammen diese lange Reise angetreten hatten, ebenfalls in Atlit waren, aber ich hatte sie dort nicht gefunden. Sie gehörten zu den ersten, die das Lager verlassen durften, denn ihre Tochter lebte bereits in Palästina.

Wir waren eine Gruppe von 33 Freunden, einige waren auch Mitglieder der Haganah, alle von uns waren von der Patria aus ins Wasser gesprungen, und wir alle waren erst später nach Atlit gebracht worden. Wir mussten dort bleiben und durften das Lager nicht mit den anderen zusammen verlassen. Man teilte uns eine eigene Baracke zu, die Baracke Nummer 80, und dort blieben wir zwei zusätzliche Monate. Irgendwann verbreitete sich im Lager das Gerücht, dass man uns mit unbekanntem Ziel außer Landes bringen wollte. Ein Gruppenleiter kam alle 10-14 Tage zu uns und gab uns Hebräisch-Unterricht. Er hieß Giora Joseftal, später wurde er Knesseth-Abgeordneter und Minister für die Mapai-Partei. Das Joseftal-Krankenhaus in Eilat ist nach ihm benannt. Er versicherte uns, dass man alles Menschenmögliche unternahm, damit wir Atlit verlassen könnten und nicht ausgewiesen werden würden, selbst vor dem Gebrauch von Gewalt würde man nicht zurückschrecken. Das musste zum Glück doch nicht sein. Am 27. Dezember 1941 durften wir Atlit verlassen. Ich weiß noch, dass es an jenem Tag heftig regnete. Wir tanzten im Regen und wurden völlig durchnässt. Man brachte uns nach Haifa ins „Haus des Arbeiters“ in der Chalutz-Straße. Jemand von der Stadtverwaltung begrüßte uns, uns zu Ehren wurde ein Fest gefeiert und es gab viele gute Wünsche, und dann ging jeder seinen eigenen Weg.

Ramat David

Meine Gruppe hatte sich dem Kibbutz Ramat David angeschlossen, sie waren bereits dort. Daher wollte auch ich, zusammen mit zwei weiteren Freunden, sofort zu ihnen. Meine beiden Freunde waren Adi Felgenstein und Fred Rebensaft, wir alle drei wählten später neue, hebräische Namen. Bereits vor unserer Ankunft hatten sich der Gruppe vier junge Mädchen angeschlossen, die mehrere Jahre zuvor mit der Jugend-Aliya nach Ramat David gekommen waren. Wir wurden ihnen als gutaussehende Kerle beschrieben, die noch in Atlit festgehalten wurden. Überhaupt rankten sich um uns Sagen von Heldentum und Abenteuerlust. Als wir ankamen, saßen alle im Speisesaal rund um das Radio und erwarteten uns. Wie enttäuscht müssen die jungen Damen gewesen sein, als wir drei hereinkamen: Nass bis auf die Haut, glatzköpfig und in desolater Verfassung nach allem, was wir erlebt hatten. Inzwischen schrieben wir das Jahr 1942, es war ein winterlicher Januartag, und starker Regen und tiefer Schlamm hießen uns willkommen. Man wies mir ein Zelt zu, und darin erwarteten mich komplett durchnässte Laken. Es hatte sich alles mit Wasser vollgesogen.

Wir waren gerade angekommen, da erfuhren wir – wir drei sowie alle anderen 33 Kameraden aus der Gruppe, die von den Briten verhaftet und verhört worden waren, bevor man uns nach Atlit brachte – dass wir alle nach Tel Aviv kommen sollten, um an einer Sitzung der Jewish Agency unter Vorsitz von David Ben Gurion teilzunehmen. Ben Gurion war damals der Direktor der Jewish Agency. Adi Felgenstein, Fred Rebensaft und ich fuhren mit dem Bus, mussten durch den britischen Kontrollposten nahe Haifa und kamen zu der Sitzung in Tel Aviv. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie viele von uns zu dieser Sitzung kamen, aber ich weiß noch, dass ich Ben Gurion sofort erkannte. Er begrüßte uns und stellte uns einige Fragen. Irgendwann betraten zwei Herren das Zimmer, und es stellte sich heraus, dass diese gerade aus Polen zurückgekehrt waren. Sie wohnten, so hieß es, in Palästina und reisten zu ihren Familien in Polen, wo sie wegen des Krieges aufgehalten worden waren. Ihrer palästinensischen Staatsbürgerschaft verdankten sie ihre Rückkehr, denn Briten und Deutsche waren übereingekommen, sie gegen zwei deutsche Staatsbürger auszutauschen, die dafür zurück nach Deutschland gebracht wurden. Nach kurzer Zeit wurden wir sehr höflich ersucht, den Raum zu

verlassen. Die beiden berichteten den Anwesenden von den Ereignissen in Polen und vom Schicksal der Juden unter dem Naziregime. Das war das erste Mal, dass meine Kameraden und ich erfuhren, was zu dieser Zeit in Europa geschah.

In Ramat David wählte ich die Arbeit im Viehstall. Die Arbeit war schwer, vor allem wegen diverser Missverständnisse und Kommunikationsprobleme mit den alteingesessenen Kibbutzmitgliedern. Sie waren wesentlich älter als wir, und wir sprachen nicht dieselbe Sprache. Und so beschlossen wir im Sommer 1942, etwa ein halbes Jahr nach unserer Ankunft, den Kibbutz zu verlassen und einen neuen zu gründen. Wir entsandten einige von uns als Kundschafter durch das Land, um herauszufinden, wohin wir gehen sollten, doch schlussendlich verbrachten wir einen weiteren Winter in Ramat David. In dieser Zeit unternahm ich zwei Reisen durch das Land, das wir alle doch so gerne kennenlernen wollten. Damals war es einfach, solche Ausflüge zu machen, denn ich konnte in jedem Kibbutz unterkommen, der an meiner Route lag. Ein Gästebett stand immer bereit, es gab etwas zu essen und man fühlte sich immer willkommen. Mein erster Ausflug dauerte drei oder vier Tage, ich reiste zusammen mit einigen Kameraden, und wir besuchten unter anderem Degania Bet. Dort traf ich zu meiner großen Überraschung auf meinen Cousin Bernard Birnbaum (später Dov Givon), und auch Marion Becker, die junge Frau, von der ich mich in Europa schweren Herzens am Bahnhof getrennt hatte, wie ich bereits erzählte. Der zweite Ausflug war auf drei Wochen angelegt, diesmal reiste ich zusammen mit einem Freund aus meiner Gruppe in Ramat David, Rudi Lion. Wir bereisten das Land und überlegten, uns freiwillig der britischen Armee anzuschließen. Unseren Ausflug brachten wir wie geplant zuende, aber auf die britische Armee verzichteten wir. Wir kamen auch nach Raanana, dort lebte eine Gruppe von Kameraden, die mit uns auf der Patria und später in Atlit gewesen war. Sie kamen dann in den Kibbutz Gilad in Ramot Menashe, aber genau während unseres Ausfluges waren sie in Raanana in einem Camp auf einer Hügelkuppe. Das war im September 1942, vor Yom Kippur, und den Feiertag selbst verbrachten wir bei ihnen in diesem Camp. Am nächsten Tag stiegen wir hinab zur Bushaltestelle. Dort saß jemand auf der Bank, und wir fragten ihn, was er dort tat. Er sagte, dass er auf uns gewartet habe. Er erzählte, dass sein Sohn mit der Patria nach Palästina gekommen sei, aber er sei immer noch nicht nach

Hause gekommen. Er wartete an der Bushaltestelle auf ihn. Wir wussten, dass sein Sohn bei der Explosion der Patria ums Leben gekommen war, und ich weiß noch, wie schlimm ich mich beim Anblick dieses Vaters fühlte, der auf seinen Sohn wartete, der niemals kommen würde.

Im August 1942 erhielt ich über das Rote Kreuz ein offizielles Dokument. Darauf informierte meine Mutter mich handschriftlich über den Tod meines Vaters. Dieses Dokument wurde am 3. Januar 1942 ausgestellt, erreichte mich aber erst im September, acht Monate später. Es wurde an die Adresse von Marion Becker in der Ansiedlung Schibboleth gesendet, also an die Adresse, die ich meinen Eltern seinerzeit hatte zukommen lassen. Marion jedoch war inzwischen nach Degnaia umgezogen, und so dauerte es Monate, bis der Brief über sie zu mir gelangte. Mein Vater war am 2. Januar 1942 verstorben, einen Tag nach seinem 50. Geburtstag. Meine Mutter bat mich in ihrem Brief, Kaddisch für meinen Vater zu sagen, doch in meinem Kibbutz gab es gar keine Synagoge, weshalb ich ihren Wunsch nicht erfüllen konnte. Im August 1942, als ich den Brief erhielt, war auch meine Mutter schon nicht mehr am Leben, wie ich heute weiß. Sie wurde in einem der Vernichtungslager im Gebiet von Lublin in Polen ermordet. Ein Herr aus der Gegend von Gotha erforschte das Schicksal der Juden dort, und von ihm erfuhr ich vom Tod meiner Mutter.

[Bildunterschrift S. 32: Die Nachricht vom Tod meines Vaters]

Wir blieben einen weiteren Winter in Ramat David. Im Dezember feierten wir Chanukka. Jeden Abend kam ein Grieche in unser Zelt, der als Fuhrmann auf dem englischen Flughafen in der Nähe des Kibbutz arbeitete. Von diesem Flughafen aus starteten die britischen Flugzeuge nach El-Alamein, und ich weiß noch, dass wir jeden Tag sahen, wie ein weiteres Flugzeug aus der Staffel bei der Rückkehr fehlte. Dieser Grieche, dessen Namen wir nicht einmal kannten, kam jeden Abend zu uns und beobachtete das Lichtenzünden, hörte sich die Chanukka-Lieder an, die wir sangen, und brachte etwas zu Essen sowie Zigaretten mit. Er verstand kein Wort, wir verstanden seine Sprache nicht, aber er sah sehr fröhlich aus. So verbrachte er

mit uns die acht Abende des Chanukka-Festes. Auch am neunten Tag kam er wieder, sah, dass die Kerzen und der Leuchter fehlten, verschwand für eine Weile und kehrte schließlich mit einer riesigen Kerze wieder, die er wohl aus einer griechischen Kirche mitgebracht hatte. Ihm zu Ehren entzündeten wir diese Kerze und sangen noch einmal die Lieder zum Fest. So feierten wir in jenem Jahr neun Tage lang Chanukka, dann verabschiedeten wir uns von diesem guten Menschen, der sich an unserem Feiertag so erfreut hatte.

Kfar Maccabi

Im Mai 1943 fiel der Entschluss, den Kibbutz Ramat David endgültig zu verlassen. Wir beschlossen, alle in den Kibbutz Kfar Maccabi zu ziehen, etwa 26 Kilometer entfernt. Ich kannte diesen Kibbutz, da dort Freunde von mir aus Ahrensdorfer Zeiten lebten, die ich öfter besuchte. Sie waren mit der Jugend-Aliya gekommen. Dieses Mal waren es nicht Regen und Schlamm, die unser Empfangskomitee bildeten, sondern steinige Felder und Felsbrocken, die überall herumlagen. Die etwa 170 Einwohner freuten sich über die zusätzlichen 30 jungen Menschen, die Freude an körperlicher Arbeit hatten. Auch in Kfar Maccabi arbeitete ich im Viehstall, etwa fünf Monate lang, doch der Wandervirus ließ uns nicht los, und im Oktober beschlossen wir, dass wir richtige Pioniere sein und einen eigenen, ganz neuen Kibbutz gründen sollten.

Mein Vorschlag war, für einige Zeit in den Kibbutz Neve Yam zu ziehen, und das taten wir – eine Gruppe von insgesamt zehn Personen – dann schließlich auch. Die wichtigste Einnahmequelle des Kibbutz' damals war die Fischerei. Wir arbeiteten auf zwei Fischkuttern, die zu der Fabrik der Firma „Nun“ gehörte, wo Fischkonserven hergestellt wurden. Ein Kutter hieß Nun, wie die Firma, der andere hieß Nissan. Ich arbeitete auf der Nun, die anderen auf der Nissan. Wir fischten mit Netzen, eine sehr anstrengende Arbeit. Tag und Nacht waren wir auf dem Meer, viele Stunden lang. Die Mittelmeersonne brannte auf uns nieder, und wir litten sehr unter ihr, weil wir das einfach nicht gewohnt waren.

[Bildunterschrift S. 34 unten: Die „Nissan“ im Hafen von Haifa]

Wir fuhren die ganze Küste entlang, manchmal sogar bis nach Gaza. In Tel Aviv löschten wir die Ladung und fuhren dann weiter bis Haifa. Von dort aus wurden wir mit Fahrzeugen in den Kibbutz gebracht. Wir alle erhielten gerade so viel Geld, dass es für eine Tasse Tee reichte, wenn wir auf den Bus warteten. Einmal legten wir in Tel Aviv an, und ich war so durstig, dass ich von Bord ging, um mir an der Küste etwas zu essen und zu trinken zu suchen. Es war 10 Uhr abends und stockfinster, niemand war mehr draußen, nur ich, Gott und die Finsternis. Plötzlich sah ich von weitem ein Licht, auf das ich zusteuerte. Ich hatte Glück, das Licht kam aus einem Kiosk. Nun waren wir schon zu viert, dachte ich bei mir, ich, das Licht, Gott und der

Kioskbesitzer. „Was kostet ein Glas Soda?“, fragte ich, und der Kioskbesitzer antwortete: „Einen Grusch“, also genau so viel, wie ich bei mir hatte. Ich überlegte hin und her, ob ich das Teegeld für ein Glas Soda ausgeben sollte, aber am Ende war der Durst stärker als die Sparsamkeit. Ich kaufte ein Glas Soda und genoss jeden Tropfen. Dann kehrte ich auf den wartenden Kutter zurück, und wir fuhren zurück nach Haifa. Wieder erhielt ich mein Geld. Heute, 72 Jahre später, frage ich mich, was ich damit getan habe: Habe ich mir damit eine Tasse Tee gekauft, oder habe ich es für etwas anderes aufgespart? Ich weiß es nicht mehr.

[Bildunterschrift S. 35 oben: Ein Kiosk]

Eines Tages bat man uns, früher von der Arbeit zurückzukommen, denn Chaim Weizmann, der Vorsitzende des Zionistischen Weltkongresses, sollte Neve Yam besuchen. Pünktlich waren wir im Kibbutz, doch ein Sturm verhinderte den Besuch Weizmanns, und wir konnten ihn nicht treffen.

Etwa fünf Monate lang arbeiteten wir auf dem Meer, und im März 1944 fanden wir, dass wir genug Zeit auf dem Wasser verbracht hatten. Wir kehrten nach Kfar Maccabi zurück. Dort hatte sich die Lage verbessert, es gab inzwischen sogar zwei Gebäude aus Stein. Trotzdem wohnte ich weiterhin im Zelt. Das Schaukeln des Meeres tauschte ich gegen den Stall und den festen Boden unter den Füßen ein. Eines Tages besuchte Bruno, ein Jekke [ein Jekke ist ein Einwanderer aus Deutschland] aus Kfar Ata, den Stall, um Milch zu kaufen, die er an die Arbeiter in der Fabrik von Ata verkaufen wollte. Ich füllte die beiden Gefäße, die er an seiner Eselin befestigt hatte, mit Milch, und von da an kam er immer wieder und kaufte Milch bei mir. Marcus, unser Esel, fasste sich bei einem von Brunos Besuchen ein Herz und besprang seine Eselin. Zweimal vergoss er die Milch in den Gefäßen, und zweimal zahlte der Kibutz für seine Dummheiten und füllte neue Milch in die Behälter...

Miriam

Wieder blicke ich in den Korridor, dort funkelt ein Licht. Das ist eine Kreuzung, ein anderer Korridor kreuzt meinen. In diesem anderen Korridor steht eine dünne, nachlässig gekleidete junge Frau, auf ihren Unterarm ist eine Nummer tätowiert. Wir unterhielten uns. Sie kann sich noch an mich erinnern, von dort, aus diesem verfluchten Land, das wir beide hinter uns gelassen haben. Ich kann mich nicht an sie erinnern, vielleicht hat das plötzlich aufblitzende Licht meine Erinnerungen geblendet. Das Funkeln bringt mich dazu, meine Worte in das Licht hineinzuwurfen, damit sie zu wärmendem Feuer werden, und ich bemerke, dass sie dasselbe tut. Ich weiß, dass das Feuer uns wärmen und unsere Umgebung beleuchten wird, solange wir beide, jeder für sich, seine Glut nähren. Doch ich weiß auch, dass das Feuer auflodern und alles verbrennen wird, vielleicht sogar uns selbst, wenn wir alles auf einmal hineintun. Also achte ich darauf, immer nur ein wenig hineinzugeben, um es zu bewahren, damit es nicht ausgeht, damit es angenehm ist, am Feuer zu sein, und sie, Miriam, macht genau dasselbe. Und was soll ich sagen, wir haben die Flammen 62 Jahre lang gehütet.

[Bildunterschrift, S. 36: Miriam und ich]

Dieser Funke hat die Wand von meinem Korridor durchschlagen, ihn verbreitert, so dass er heute auch ihren Korridor beinhaltet. Der Korridor ist jetzt recht breit, und weitere Menschen können hineingebeten werden, ganz kleine Wesen, die dann wieder ihre eigenen Korridore haben werden.

Miriam wurde am 30. April 1922 als Tochter von Oskar und Rosa Edel geboren. Die kleine Stadt, in der sie geboren wurde, liegt im heutigen Polen in der Nähe der Ostsee, sie hieß Stolpe (heute Slupsk). Die nächste größere Stadt in der Umgebung ist Danzig, heute Gdansk. Oskar und Rosa hatten vier Töchter: Hanna war die älteste, sie zog nach Berlin und dort als Kindermädchen in der Familie des Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde zu Berlin, Miriam, die damals noch Margot hieß, Ilse und Zippi. Die Mutter von Miriam hatte selbst vier Brüder: Jakob, der nicht in Stolpe wohnte und über den in der Familie nicht gesprochen wurde, Philipp, Joseph und Isidor. Miriams Vater, Oskar, war ein fahrender Händler, sein Verdienst

reichte kaum aus, um die hungrigen Mäuler in seiner Familie zu ernähren, doch Rosas Brüder hatten, als sie erwachsen wurden, alle großen Erfolg mit ihren Geschäften. Sie waren in der Lederbranche tätig, um die verschiedenen Ledergeschäfte zu besuchen, mussten sie viel reisen, und sie verdienten mit dem Trocknen und dem Verkauf von Leder sehr gut. Nur einer von ihnen, Isidor, lernte eines Tages eine gewisse Bettina kennen, die er auch heiratete, die anderen blieben Junggesellen und lebten im Gesellenteil im Haus ihrer Schwester Rosa, zusammen mit deren Mann und den vier Töchtern. Rosa führte allen den Haushalt.

In der Kristallnacht vom 9. auf den 10. November 1938 wurde Oskar verhaftet und in das Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht, das während der Nazizeit das größte Konzentrationslager für das Gebiet um Berlin war. Seine vier Schwäger waren in dieser Nacht nicht zuhause und entkamen so der Verhaftung. Glücklicherweise wurde Oskar nach einem Monat wieder entlassen, nachdem er sich verpflichtet hatte, Deutschland so schnell wie möglich zu verlassen. Sofort nach seiner Entlassung ging er an die Ausreisevorbereitungen. Doch dazu benötigte er ein Visum für einen anderen Staat, und die meisten Länder wie die USA zum Beispiel erschwerten zu jener Zeit den Juden die Einreise, ihre Vertretungen in Wien und Berlin stellten keine Einreisevisa aus. Eine Ausnahme bildete der chinesische Konsul in Wien, der jeden Antrag auf ein Visum für Shanghai positiv beschied, sogar wenn das Reiseziel eigentlich ein anderes war, das Visum aber benötigt wurde, um Nazideutschland zu verlassen. Er widersetzte sich den Anweisungen seiner Vorgesetzten und stellte hunderte solcher Visa aus. So beschaffte Oskar für sich und seine drei Schwäger Philipp, Joseph und Isidor Einreisegenehmigungen für Shanghai, und sie alle verließen Deutschland. Ihre Flugtickets, die sehr teuer waren, kauften die Schwäger jeder für sich, nur Oskar selbst konnte sich das Ticket nicht leisten, so dass die jüdische Gemeinde für ihn bezahlte. Er ließ seine Frau und seine vier Töchter in Deutschland zurück. Ich konnte nie verstehen, wie er das tun konnte. Natürlich haben Miriam und ich viel darüber gesprochen, doch auch sie konnte sein Verhalten nicht verstehen oder erklären. Auch heute fällt mir nur eine einzige mögliche, vielleicht nicht besonders wahrscheinliche Erklärung ein: Vielleicht wollte die jüdische Gemeinde die Flugtickets für Rosa und ihre Töchter nicht bezahlen. Und selbst dann bleibt unklar,

hoch
ren
nen
dem
rnte
eben
men

und
das
äger
ung.
n er
nach
e er
zum
n in
der
sitiv
aber
den
. So
idor
Ihre
skar
ihn
. Ich
viel
oder
ders
die
klar,



Kios



Übersetzung S. 33 Miriam und ich



מרים ואני בתקופה שנישאנו

weshalb die drei Schwäger, die ja sehr gut verdienten, die Reise für ihre Schwestern und deren Töchter nicht finanzierten, und ebenso unverständlich bleibt, wieso Oskar lieber sich selbst in Sicherheit brachte, statt bei seiner Familie zu bleiben. Hier nehme ich gleich vorweg, dass Miriam diesen dunklen Fleck für immer in ihrem Herzen trug, denn auch als Oskar und die Schwäger eines Tages nach Israel kamen, wollte sie nicht mit ihnen darüber sprechen.

Sieben Jahre lang besuchte Miriam die Schule, und als sie 13 Jahre alt war, wurde sie von der Schule verwiesen, weil sie Jüdin war. Etwa ein Jahr lang erledigte sie verschiedene Arbeiten in Stolpe, dann kam sie nach Ahrenschorf zur Hachschara. Sie kam dort an, als ich das Gut bereits verlassen hatte. Doch mindestens einmal kam ich zu Besuch dorthin, bevor ich mich auf die Reise nach Palästina begab. Ich hatte dort eine Freundin, und deren Bett befand sich in der Nähe von Miriams Bett, wie Miriam mir später erzählte. Wegen diesem Besuch konnte Miriam sich noch an mich erinnern. Leider kann ich selbst mich nicht an sie erinnern, doch das Schicksal meinte es gut mit uns und wir trafen uns noch einmal im Leben. Bis Mai 1942 blieb Miriam in Ahrenschorf. Dort änderte sie auch ihren Namen von Margot in Miriam. Bereits im Frühling 1941 wurden alle Hachschara-Ausbildungsstätten, auch Ahrenschorf, geschlossen, doch eine Gruppe von jungen Frauen und Männern, unter ihnen Miriam, blieb noch dort. Diejenigen, die das Gut verließen, wurden an einen bestimmten Ort in Berlin gebracht. Einigen von ihnen gelang es, Deutschland rechtzeitig zu verlassen und nach Palästina zu gelangen, die übrigen wurden in das Arbeitslager Neuendorf transportiert. Miriam und ihre Kameraden verließen Ahrenschorf erst am 5. Mai 1942 und kamen ebenfalls ins Arbeitslager. Neuendorf war kein zionistischer Ort. Dort wurden Juden aus verschiedenen Ortschaften untergebracht, einige von ihnen hatten ein Affidavit, eine Erklärung eines in den USA lebenden Bürgen, das dessen Bereitschaft dokumentierte, einen anderen Menschen zu versorgen und für ihn aufzukommen, wenn dieser in die Vereinigten Staaten von Amerika kommen würde. Diese Menschen warteten dort auf ihre Ausreise in die USA. Doch erst nach dem Krieg konnten diejenigen, die die Shoah überlebt hatten, dorthin auswandern. Im Lager arbeiteten sie in der Landwirtschaft oder ähnlichem, Miriam arbeitete in der Wäscherei, die sich in Fürstenwalde befand

(das Lager Neuendorf befand sich in der Nähe von Fürstenwalde). In der Wäscherei wurde auch die Kleidung von französischen Kriegsgefangenen gereinigt, die in einem Lager in der Nähe gefangen gehalten wurden. Einer von ihnen freundete sich mit Miriam an, und eines Tages überließ sie ihm all ihre goldenen Armreifen, nachdem er ihr versprochen hatte, sie ihr nach seiner Befreiung zurückzugeben. Darauf warte ich bis heute... Auch die Kostüme eines Wanderzirkus', der seine Zelte in er Nähe aufgeschlagen hatte, wurden in der Wäscherei gereinigt. Dort gab es verschiedene Tiere, unter anderem Elefanten, die mit altem Brot gefüttert wurden. Manchmal gaben die Arbeiter Miriam einen Teil des alten Brotes zusätzlich zu den Mahlzeiten, die sie im Lager erhielt. Vor ihrer Abreise luden die Zirkusleute Miriam ein, sich ihnen anzuschließen, doch sie lehnte ab.

Eines Tages bot ihr die Frau des Lagerleiters von Neuendorf an, sie auf eine Fahrt nach Stolpe zu begleiten. Natürlich fuhr Miriam mit, sie hoffte, ihre Mutter und ihre Schwestern dort zu treffen. Zu dieser Zeit wurden die jüdischen Familien von Stolpe schon in einem bestimmten Stadtteil zusammengefasst, und ihre Mutter ebenso wie ihre beiden jüngeren Schwestern waren dort. Ihre ältere Schwester Hanna war noch immer in Berlin. Miriam fuhr dorthin, wo die jüdischen Familien untergebracht waren, dort traf sie ihre Mutter und die beiden Schwestern und nahm Abschied von ihnen, bevor sie nach Palästina auswandern wollte. Damals wusste sie noch nicht, dass sie sie zum letzten Mal sah. Der jüdische Gemeindevorsitzende, der den Deutschen gegenüber als Verantwortlicher für die Unterbringung der Juden fungierte, sprach bei der deutschen Verwaltung vor und erklärte, dass auch Miriam eine Jüdin aus Stolpe sei. Doch zu Miriams Glück galt das Prinzip „Ordnung muss sein“, und weil Miriam Stolpe einige Jahre zuvor verlassen hatte, war ihr Name aus dem Einwohnerregister gelöscht worden. Da sie nun nicht als Einwohnerin Stolpes geführt wurde, durfte sie den Ort verlassen und kehrte nach Neuendorf zurück.

In Ahrensdorf hatte Miriam eine Kameradin kennengelernt, die mit ihr die ganze Kriegszeit verbrachte und zu ihrer besten Freundin wurde. Anni war vier Jahre älter als Miriam und schon verheiratet. Sie besaß ein Affidavit in die USA von ihrer

Mutter und ihren beiden Schwestern, die schon länger dort lebten. Sie und ihr Mann warteten in Neuendorf, wie andere auch, auf ihre Ausreise aus Deutschland. Anni und Miriam arbeiteten gemeinsam in der Wäscherei und freundeten sich dort an. Im April 1943 wurde Miriam zusammen mit anderen jungen Leuten, darunter auch Anni und ihr Mann, nach Berlin verlegt, von wo sie nach Auschwitz verschickt wurden. Auch Adolf Eichmann kam dorthin. Er betrachtete die Gruppe, in der Miriam sich befand, und verkündete, es handele sich um gute Arbeitskräfte, und im April 1943 wurde sie alle nach Auschwitz gebracht. Bei ihrer Ankunft in Auschwitz hörte Miriam, wie über Lautsprecher verkündet wurde, dass Berlin nun judenfrei sei. In Auschwitz wurden Miriam und ihre Kameraden gezwungen, im Straßenbau zu arbeiten. Sie konnte sie in der Nähe ihrer Freundin Anni bleiben. Anni flüsterte ihr die ganze Zeit ins Ohr (so erzählte Miriam mir später): „Noch ein bisschen, Margot, noch ein bisschen.“ Dieser Satz gab ihr in den schweren Momenten dort Kraft. Eines Tages wurde Miriam krank und fühlte sich sehr schlecht. Sie konnte sich kaum auf den Beinen halten, dennoch verließ sie das Lager zusammen mit ihrer Gruppe und ging zur Arbeit. Sie fürchtete zu sterben, wenn sie allein zurückblieb. Die Aufseherin merkte im Laufe des Tages, dass sie krank war, sie wies sie an, sich bis zum Ende der Schicht in den Schatten unter einen Baum zu setzen. Miriam fürchtete, ihr Schicksal zu besiegeln, indem sie nicht weiter arbeitete, aber sie hatte keine Wahl und so setzte sie sich an den Rand, anstatt mit den anderen zu arbeiten. Zu ihrer Verwunderung geschah nichts Schlimmes, und abends wurde sie sogar noch in den Krankenbau gebracht, der in dem Teil des Lagers war, wo die politische Gefangenen untergebracht waren. Im Krankenbau war es sehr voll, es gab kaum Platz und man legte sie auf eine Bahre zusammen mit einem anderen Mädchen. Ihn wurde Blut abgenommen. Man stellte fest, dass sie an Typhus erkrankt war. Ein Freund von mir besuchte 1999 Auschwitz und fand im Archiv das offizielle Dokument, das das Gesundheitsamt der Nazis in der Lagerhaft ausgestellt hatte. Dort stand, dass Miriam wegen der Ergebnisse ihrer Blutuntersuchung dort war. Die deutsche Ordnung ist wundersam. Schrecklicherweise erhielt das Mädchen, das mit ihr den Platz teilte, eines Tages eine Spritze und

[Bildunterschrift S. 40: Bestätigung des Archivs von Auschwitz über die Kopie des Dokumentes, 1999]

[Bildunterschrift S. 41: Dokumentation der Ergebnisse der Blutuntersuchung von Miriam vom 25.5.1943 durch das Hygiene-Institut der Waffen-SS]

verstarb kurze Zeit später. Miriam erhielt keine Spritze, und das hat sie vielleicht gerettet. Doch das war noch nicht das Ende der medizinischen Vorfälle dort, später bekam Miriam Malaria, außerdem zog man ihr drei Zähne, das natürlich ganz ohne Betäubung. Als sie das Krankenhaus verließ, hörte sie, wie gefragt wurde, ob jemand nähen konnte. In Stolpe hatte sie unter anderem in einer Näherei gearbeitet und deshalb fasste sie sich ein Herz und meldete sich. Kurz darauf arbeitete sie mit zwei oder drei weiteren Mädchen als Näherin und musste keine Straßen mehr pflastern. Sie arbeitete im Keller des Generalkommandos von Auschwitz. Dort war auch eine Aufseherin, die die ganze Zeit Radio hörte. Sie zeigte sich menschlich und ließ auch die Näherinnen mithören.

Am 15. Januar 1945 war das Donnern russischer Artillerie zu hören. Sofort begannen die Deutschen, Tausende Gefangene aus Auschwitz und den Lagern in der Umgebung hektisch zu evakuieren. Miriam, Anni, deren Mann und alle anderen Gefangenen wurden auf einen der sogenannten „Todesmärsche“ geschickt. Zu Fuß mussten sie lange Strecken ohne Pause zurücklegen, drei bis vier Monate dauerte ihr Marsch, bis zum Ende des Krieges. Über 15 000 Gefangene, darunter Anni und Mann, kamen dabei ums Leben, wurden ermordet und getötet. Miriam war krank und geschwächt, sie lief neben ihrer Freundin Anni, die ihr immer wieder ins Ohr flüsterte: „Noch ein bisschen, Margot, noch ein bisschen.“

Jeden Tag wurden es weniger deutsche Bewacher, die die Gefangenen begleiteten, am Ende waren nur noch Gefangene übrig. Eine Gruppe von fünf jungen Frauen, darunter Miriam, und ein junger Mann blieben zusammen, sie wanderten zwischen den Dörfern umher und boten ihre Arbeitskraft an. In einem der Dörfer verliebte sich der junge Mann in die Tochter des Bauern, für den sie arbeiteten. Die Tochter

heirateten schließlich. Anni gehörte nicht zu dieser Gruppe. Sie hatte beschlossen, endlich wie geplant zu ihrer Familie in die USA zu reisen, nachdem sie ihren Mann verloren hatte, der den Strapazen des Todesmarsches nicht gewachsen war. Sie lud Miriam ein, sich ihr anzuschließen, *doch die wollte lieber nach Palästina. Anni* knüpfte Kontakte zu amerikanischen Soldaten, und mit deren Hilfe erhielt sie einen Platz auf dem ersten Schiff, das in die USA fuhr. Miriam hingegen bemühte sich um die Einwanderung nach Palästina. Ihre Freunde aus dem Lager versuchten sie zu überreden, sich mit ihnen gemeinsam dem „Kibbutz Buchenwald“ anzuschließen, der ersten Hachschara-Gruppe, die in Deutschland nach der Schoa gegründet wurde. Der Kibbutz Buchenwald befand sich in Bayern und blieb dort etwa drei Jahre. Die Gründer errichteten nach ihrer Einwanderung in Palästina 1948 den Kibbutz Netzer Sereni. Doch Miriam wollte nicht in Deutschland bleiben, sie wollte endlich nach Palästina. Im Sommer 1945 erreichte sie Marseille, wo sie von den jüdischen Organisationen gefälschte Papiere erhielt, die ihre Einreise in das unter britischer Mandats Herrschaft stehende Palästina ermöglichten, und bestieg ein Schiff mit dem Fahrtziel Palästina. Vor ihrer Abreise traf sie einen Freund namens Adolf Reich, der mit ihr in Ahrensdorf gewesen war. Er war einige Jahre zuvor nach Palästina gekommen und hatte sich der jüdischen Brigade innerhalb der britischen Armee angeschlossen. So war er nach Europa geschickt worden. Adolf Reich schlug Miriam vor, ihn zu heiraten und so legal nach Palästina zu kommen. Möglicherweise meinte er eine fiktive Eheschließung, vielleicht aber auch nicht. Miriam jedenfalls lehnte seinen Antrag ab. Eine Freundin von ihr, die sie in Auschwitz kennengelernt hatte, nahm seinen Vorschlag hingegen erfreut an. Die beiden heirateten, wahrscheinlich in Italien, denn dort war die jüdische Brigade stationiert. Sie emigrierten nach Palästina und ließen sich in Kiriath Motzkin nieder. Dort bekamen sie zwei Kinder, doch irgendwann in den 1950er Jahren verließen sie Israel und zogen in die USA.

Miriam wusste, dass ein Teil ihrer Familie in Haifa wohnte. Bei ihrem letzten Treffen hatte ihre Mutter ihr gesagt, dass sie sich nach dem Krieg bei den Verwandten in Haifa wiedertreffen würden. Es waren Verwandte, denen Rosa und Oskar Edel vor ihrer Ausreise im Jahr 1933 bei verschiedenen Angelegenheiten

behilflich gewesen waren. Rosa war überzeugt, dass sie ihre Familie für eine gewisse Zeit aufnehmen würden. So war es aber leider nicht. Bei ihrer Ankunft wandte sich Miriam sofort an die Familie in Haifa, doch dort bot man ihr keine Unterkunft an, sondern schlug vor, sie solle in einen Kibbutz ziehen. Schon vor ihrer Einwanderung hatte Margot ihren Namen in Miriam geändert, ihre Einwanderung hatte sie bereits mit dem neuen Namen bewältigt, und unter diesem Namen suchte sie sich ausgerechnet den Kibbutz Kfar Maccabi aus. Dort fand sie Arbeit im Hühnerstall.

Später fand Miriam heraus, dass auch ihre Mutter und ihre Schwestern in Auschwitz gewesen waren, obwohl sie sie dort nicht getroffen hatte. Wahrscheinlich wurden sie dort ermordet.

Der Funke – wegen diesem Funken heirateten wir am 27. Oktober 1948.

[Bildunterschrift S. 44: Miriam und ich in den ersten Ehejahren]

Die Hochzeit fand in sehr kleinem Rahmen in den Räumen des Rabbinatsgerichts in der Arlozorov-Straße in Haifa statt. Ich weiß noch, wie der Rabbiner darauf wartete, von Miriam die Bestätigung zu bekommen, dass sie vor der Heirat das rituelle Tauchbad, die Mikwe, aufgesucht hatte. Dort war Miriam aber nicht gewesen, und so behaupteten wir, dass wir die Bestätigung zuhause vergessen hatten. Der Rabbiner entgegnete, dass er dann zwar die Trauungszeremonie vollziehen werde, die Heiratsurkunde werde er aber erst bei Erhalt dieser Bestätigung ausstellen. Bis heute haben wir dieses Papier nicht bei ihm abgeliefert. 12 Jahre später aber lud Miriams Vater sie nach New York ein. Als sie einen Reisepass beantragte, sollte sie den Behörden ihre Geburtsanzeige vorlegen, die sie natürlich nicht besaß. Alternativ könne sie, so sagte man ihr, auch die Heiratsanzeige bringen. Daraufhin wandte sie sich an das Rabbinatsgericht, wo man nach langer Suche die Urkunde im Heiratsregister fand und sie ihr endlich überreichte.

Wir lebten in der für die Kibbutzmitglieder üblichen Bescheidenheit, teilten mit den anderen Kibbutzbewohnern allen Besitz und hatten alle dieselben Rechte. Miriam und ich teilten großes Glück: Sie, dass sie Ruhe gefunden hatte, nachdem sie so Schreckliches erleben müssen, und ich, dass ich sie gefunden hatte. Wir bekamen ein Zimmer in einem Gebäude mit mehreren Wohneinheiten. Es war ein kleines Zimmer und machte uns doch solch große Freude, und wir wohnten darin auch noch, als unser zweites Kind geboren wurde. 1956 zogen wir in ein größeres Haus. In jenem Jahr wanderten viele Juden aus Polen nach Israel ein, in den Kibbutzim wurden neue Wohnungen gebaut, um die Neueinwanderer unterzubringen. Bei uns wurden fünf Wohnungen gebaut. Eine davon stand leer, und schließlich erhielten wir sie. Ursprünglich hatte sie 1,5 Zimmer, später wurde ein weiterer Raum angebaut. In dieser Wohnung lebten wir 56 Jahre! Im Oktober 2012 erkrankte Miriam an Lungenentzündung. Sie bekam hohes Fieber und wurde ins Carmel-Krankenhaus in Haifa gebracht. Nach ihrer Entlassung kehrte sie in den Kibbutz zurück und wollte wieder in unsere Wohnung, doch sie brauchte Hilfe und Pflege, und so erklärte sie sich einverstanden, eine Weile in „Savion“ zu wohnen, um sich dort zu erholen. Sie war bereits zu schwach, um sich selbst zu versorgen, und auch ich habe schon bessere Tage gesehen. 2013 erkrankten wir beide an Lungenentzündung, diesmal wurden wir beide ins Krankenhaus gebracht. In der Notaufnahme lagen wir auf zwei nebeneinander stehenden Betten und hielten uns bei den Händen. Wir wurden für ein oder zwei Tage stationär aufgenommen. Bei unserer Rückkehr in den Kibbutz ging Miriam wieder nach „Savion“, und auch ich spürte, dass es über meine Kräfte ging, mich selbst in unserer Wohnung zu versorgen. Ich bat darum, eines der Zimmer zu bekommen, die heute für das altersbetreute Wohnen genutzt werden. Mit der Zeit wurde das gesamte Gebäude, in dem sich einst unser erstes Zimmer befunden hatte, in ein Wohngebäude für Senioren umgewandelt. Und so fügte es das Schicksal, dass ich in genau dasselbe Zimmer zog, in dem einst wir gewohnt hatten, Miriam und ich, und dann auch unsere beiden Kinder, als wir gerade in den Kibbutz gekommen waren. Das Gebäude ist ganz nahe an „Savion“, und so wohnte ich wieder ganz in der Nähe von Miriam und besuchte sie jeden Tag viele Stunden. Doch Miriam ging es weiterhin schlecht. Sie fiel hin und brach sich das Becken, später ließ auch ihr kognitives und

mentales Vermögen nach. Das war eine sehr schwere Zeit. Ihre letzten Worte an mich werde ich wohl kaum vergessen: „So vielen Menschen habe ich geholfen, und niemand hat mir geholfen. Auch du, Tule, hilfst mir nicht mehr.“ Ich weiß, es sprach aus ihr ihre Krankheit und nicht die echte Miriam, doch diese Worte trafen mich sehr, bis heute gehen sie mir nach. Am 28. Mai 2014 starb Miriam im Alter von 90 Jahren. Seither lebe ich allein in dem Zimmer, das wir einst zusammen bewohnten. Die Pfleger aus „Savion“ kümmern sich um mich. Miriams Leben ist die Geschichte einer Frau, die eine schwere Jugend und einen schweren Tod hatte. Doch in der Zeit dazwischen hatte sie, hatten wir ein gutes Leben.

Überraschungen

Im Jahr 1949 erhielten wir gleich zweimal überraschenden Besuch. Eines schönen Maitages, Miriam war nicht zuhause, stand ich auf dem Balkon unseres Zimmers im Kibbutz und putzte meine Schuhe. Es war am Nachmittag, und plötzlich erschien ein junger Mann in Uniform. Ob ich ihn denn nicht erkenne, fragte er mich. In der Tat, ich erkannte ihn nicht. Für eine Sekunde hielt ich ihn für meinen Cousin Egon, der damals in der britischen Armee diente, doch dieser Soldat war mein Bruder. Den hatte ich seit über zehn Jahren nicht mehr gesehen, und er hatte sich wirklich enorm verändert. Als ich ihn nun ansprach, benutzte ich den Kosenamen, den er als Kind getragen hatte, Putzel. So nannten wir zuhause meinen Bruder Shmuel (Alfred), denn er war sehr klein. Als unsere erste Wiedersehensfreude sich gelegt hatte, berichtete Shmuel, dass er mit 13 Jahren nach Dänemark gekommen war, wo er einige Jahre lang geblieben war. Später wurde er nach Schweden gebracht, bevor die Nazis Dänemark eroberten, dort blieb er bis zum Ende des Krieges. Dann nahm er nicht, wie so viele andere, die schwedische Staatsbürgerschaft an, sondern wollte nach Palästina auswandern, was er auch tat. Shmuel zog in den Kibbutz Maccabi. Lange Jahre war er alleinstehend, bis er im Jahr 1957 Paula heiratete, eine geschiedene Frau aus Polen, die zusammen mit ihren beiden Kindern Batya und Arie mit der großen polnischen Einwanderungswelle 1956 ins Land kam. Mein Bruder und ich hatten eines Tages beschlossen, unseren Kindern die Namen unserer Eltern zu geben, Yaakov nach unserem Vater und Lea als Erinnerung an Lina nach unserer Mutter. So wurde also die Tochter von meinem Bruder und Paula Lea genannt. Das Schicksal meinte es nicht gut mit meinem Bruder, seiner Frau Paula und zweien der Kinder: Arie und Lea starben in jungen Jahren an einem Herzstillstand, Paula starb noch davor an Krebs und mein Bruder verstarb auch vor drei Jahren, als er 87 Jahre alt war. Batya verließ den Kibbutz vor vielen Jahren. Sie und der Kibbutz gerieten bedauerlicherweise in eine Auseinandersetzung, als der Kibbutz privatisiert wurde, und seither sind wir gar nicht mehr in Kontakt.

Der zweite Besuch kam gegen Ende des Jahres. Nachdem er zehn Jahre in China verbracht hatte, kam Oskar, Miriams Vater, nach Israel. Er kam gemeinsam mit seinen drei Schwägern Philipp, Isidor und Joseph. Außerdem hatte er seine neue

Frau mitgebracht, Berta, eine sehr nette Dame, die ebenfalls nach Schanghai flüchten konnte. Isidor brachte Bettina mit, die er inzwischen geheiratet hatte und die Miriam in Stolpe nicht kennengelernt hatte. Von Beruf war Bettina Krankenschwester, doch ich bezweifle, dass die von ihr Versorgten es gut hatten. Sie machte Miriam das Leben schwer. Kinder hatten sie und Isidor nicht, aber viel Geld. Sofort mieteten sie sich eine eigene Wohnung in Haifa, wo sie wohnten, bis sie Israel verließen und in die USA auswanderten. Oskar und Berta ließen sich in Ra'anana nieder. Dort wohnten sie bis 1953, dann wanderten auch sie in die USA aus, nach New York, wo Berta Verwandte hatte. Sie verließen Israel per Schiff über den Hafen von Haifa, und vor ihrer Abreise wohnten sie einige Tage bei uns. Miriam und Berta freundeten sich in dieser Zeit sehr an. Damals war es verboten, Bargeld mitzunehmen, wenn man von Israel aus ins Ausland reiste. Aus diesem Grund kaufte Oskar vor der Abreise eine Armbanduhr der Marke Schaffhausen. Sie war aus Gold und sehr wertvoll, und er wollte sie in den USA verkaufen und von diesem Geld leben. Die beiden Brüder Joseph und Philipp, die ihr Leben lang Junggesellen blieben, blieben in Israel. Sie zogen nach Jerusalem und mieteten sich ein Zimmer in Musrara, einer orthodoxen jüdischen Gegend, obwohl sie beide nicht orthodox waren, sondern nur die jüdischen Traditionen einhielten. Im Laufe der Jahre besuchten wir sie einige Male, und während der Lebensmittelrationierung brachten wir ihnen auch Geflügel und Eier mit.

ihm. Auch ich war oft im Kinderhaus, dann sang ich Jonathan und den anderen Kindern etwas vor oder erzählte ihnen Geschichten.

Meine Gespräche mit dem Hasen

Kurze Zeit später brach im Stall die Rindertuberkulose aus, und er wurde geschlossen und danach die Rinderzucht ganz eingestellt. Ich arbeitete nun im Weinberg. Dort gab es eine kleine Hütte, wo ich mich ausruhte und mein Frühstück zu mir nahm. Eines Tages blickte ich auf, und vor mir stand ein Hase. Als ich nach Hause kam, erzählte ich meinem Sohn Jonathan von meiner Begegnung mit dem Hasen und von meiner Unterhaltung mit ihm. Auch am nächsten Tag erzählte ich ihm von unseren Unterhaltungen, nachdem der Hase mich wieder besucht hatte, und so erzählte ich ihm viele Geschichten.

Eine Geschichte kann ich hier erzählen:

Heute saß ich in der Hütte, als ich ein Rascheln hörte. Ich blickte auf, und wer stand vor mir? Ein Hase! Ich begrüßte ihn, und er grüßte zurück.

„Wer bist Du?“, fragte er. „Ich bin Naftali. Aber alle nennen mich Tule. Und wer bist Du?“ „Ich bin ein Hase, jaja, ein Hase bin ich. Was machst Du denn hier, Tule?“ „Ich arbeite im Weinberg.“

„Weinberg?“, fragte der Hase, „Was ist denn ein Weinberg? Wozu braucht man das?“

„Auf einem Weinberg pflanzt man die Reben, an denen die Weintrauben wachsen, und die Trauben kann man dann essen oder Wein aus ihnen machen. Aber nun erzähle mir doch, was Du hier tust, Hase.“

„Ah, ich geh hier spazieren, ruhe mich ein bisschen von meinen kleinen Häschen aus, weil die einen solchen Lärm machen, die ganze Zeit stellen sie mir Fragen, Fragen ohne Pause, ich bin schon ganz erschöpft! Und was machst Du jetzt, Tule?“

„Ich esse mein Frühstück, Frau Hase.“

„Ja, das sehe ich wohl, aber was genau isst Du denn?“

„Deine Häschen stellen wohl viele Fragen...“

Der Hase schwieg, blickte mich an und wartete auf meine Antwort.

„Ich esse Brot mit...“

ihm. Auch ich war oft im Kinderhaus, dann sang ich Jonathan und den anderen Kindern etwas vor oder erzählte ihnen Geschichten.

Meine Gespräche mit dem Hasen

Kurze Zeit später brach im Stall die Rindertuberkulose aus, und er wurde geschlossen und danach die Rinderzucht ganz eingestellt. Ich arbeitete nun im Weinberg. Dort gab es eine kleine Hütte, wo ich mich ausruhte und mein Frühstück zu mir nahm. Eines Tages blickte ich auf, und vor mir stand ein Hase. Als ich nach Hause kam, erzählte ich meinem Sohn Jonathan von meiner Begegnung mit dem Hasen und von meiner Unterhaltung mit ihm. Auch am nächsten Tag erzählte ich ihm von unseren Unterhaltungen, nachdem der Hase mich wieder besucht hatte, und so erzählte ich ihm viele Geschichten.

Eine Geschichte kann ich hier erzählen:

Heute saß ich in der Hütte, als ich ein Rascheln hörte. Ich blickte auf, und wer stand vor mir? Ein Hase! Ich begrüßte ihn, und er grüßte zurück.

„Wer bist Du?“, fragte er. „Ich bin Naftali. Aber alle nennen mich Tule. Und wer bist Du?“ „Ich bin ein Hase, jaja, ein Hase bin ich. Was machst Du denn hier, Tule?“ „Ich arbeite im Weinberg.“

„Weinberg?“, fragte der Hase, „Was ist denn ein Weinberg? Wozu braucht man das?“

„Auf einem Weinberg pflanzt man die Reben, an denen die Weintrauben wachsen, und die Trauben kann man dann essen oder Wein aus ihnen machen. Aber nun erzähle mir doch, was Du hier tust, Hase.“

„Ah, ich geh hier spazieren, ruhe mich ein bisschen von meinen kleinen Häschen aus, weil die einen solchen Lärm machen, die ganze Zeit stellen sie mir Fragen, Fragen ohne Pause, ich bin schon ganz erschöpft! Und was machst Du jetzt, Tule?“

„Ich esse mein Frühstück, Frau Hase.“

„Ja, das sehe ich wohl, aber was genau isst Du denn?“

„Deine Häschen stellen wohl viele Fragen...“

Der Hase schwieg, blickte mich an und wartete auf meine Antwort.

„Ich esse Brot mit...“

Am nächsten Tag kam der Hase wieder, diesmal hatte er seine Häschen mitgebracht, um sie mir vorzustellen. Vier kleine Hasenjunge, weich und niedlich.

„Guten Tag, kleine Häschen!“, sagte ich, „wie heißt Ihr denn?“

„Sie brauchen keine Namen, sie sind immer hier“, sagte der Hase, „das hier ist das erste Häschen, das ist das zweite, das dritte, und dieses hier das vierte. Das fünfte Häschen ist nicht mehr da.“ Dann wandte der Hase sich an die Kleinen: „Geht mal spielen. Ich möchte mich jetzt mit Tule unterhalten. Bitte stört uns nicht.“

Wieder goss ich dem Hasen Tee ein, er trank einen Schluck und fragte: „Wo warst Du denn gestern? Ich war hier, aber Du nicht.“

„Gestern war Schabbat, und am Schabbat arbeiten wir nicht.“

„Warum? Wer hat gesagt, dass man am Schabbat nicht arbeitet?“

„Gott hat das gesagt, das ist ein Gesetz, das in unserer Bibel steht.“

„Gott? Was ist denn Gott?“

„Gott ist derjenige, der alles erschaffen hat, die Welt und alles, was sich darauf befindet. Uns, die Menschen, hat er nach seinem Ebenbild erschaffen, und er hat uns gesagt, wie wir uns auf der Welt benehmen sollen. Dass einer dem anderen helfen soll und dass wir seine ganze Schöpfung lieben sollen.“

„Wirklich? Habe ich auch einen Gott?“

„Auch Du hast einen Gott.“

„Haben auch Wölfe einen Gott?“ fragte der Hase hartnäckig weiter.

„Auch die Wölfe haben Gott, natürlich.“

„Das glaube ich Dir nicht, Wölfe haben keinen Gott!“ beschloss der Hase.

„Wie kommst Du darauf?“

„Ein Wolf hat mein fünftes Häschen gefressen, da kann ein Wolf doch keinen Gott haben.“

„Ich kann Dich gut verstehen. Du bist wütend auf den Wolf. Manche verbannen Gott aus ihrem Herzen und verhalten sich wie der Wolf. Aber das zeigt nur, dass in ihren Herzen kein Gott wohnt. Aber Du musst Dir vorstellen, dass es diesen Wesen sehr schlecht geht, denn Gott ist Liebe und Freude, und wenn sie ihn aus ihren Herzen verbannt haben, dann haben sie auch die Liebe und die Freude verbannt.“

Der Hase schwieg und dachte über meine Worte nach. „Weißt Du“, sagte er dann, „ich bin ja froh, dass ich noch vier Häschen habe. Die werden auch viele Häschen

haben, später, und wir werden die Erde bevölkern.“ Sprach's, stand auf und hoppelte davon.

„He, lasst uns auch noch ein bisschen Platz übrig!“, rief ich ihm hinterher, aus Spaß. „In unseren Herzen wohnt Gott, wir können zusammen hier leben.“

Der Hase wandte sich noch einmal um und rief: „Na klar, wir bleiben zusammen und ich komme noch oft zu Besuch!“

Am 2. August 1956 wurde unser zweiter Sohn Jaakov geboren. Wir nannten ihn sofort Janki, und so ist es bis heute geblieben. Miriam wurde mit den Kindern immer glücklicher. 1960 bekam sie von ihrem Vater ein Ticket für eine Schiffsüberfahrt nach New York. Nach langer Überlegung war sie bereit, sich für drei Monate von den Kindern zu trennen, und am Ende jenen Jahres reiste sie nach New York und besuchte ihren Vater und Berta. In New York traf sie auch Anni, ihre Freundin aus Auschwitz, ein sehr emotionales Wiedersehen. Als sie nach Israel zurückkehrte erkrankte sie an Krebs, obwohl sie erst 39 Jahre alt war. In ihrer Gebärmutter wurde ein Tumor entdeckt, und ihre Gebärmutter musste entfernt werden.

[Bildunterschrift S. 53 oben: Ich mit 40 Jahren]

[Bild S. 53 unten: Telegramm vom 24.9.1962 mit der Nachricht]

Miriam war eine sehr starke Frau, sie gesundete und arbeitete wieder im Hühnerstall. Ich fand diese Aufgabe nun zu schwer für sie. Es kostete mich einige Überzeugungsarbeit, doch am Ende gab sie nach und lernte Nähen. Schließlich arbeitete sie in der Näherei des Kibbutz'. Statt um Hühner kümmerte sie sich nun um Menschen, und sie liebte ihre neue Arbeit sehr. Vor allem schätzte sie den Kontakt zu den Menschen, die neuen gesellschaftlichen Verbindungen, die sich entstanden, wenn die Menschen zu ihr kamen und sie baten, etwas für sie zu nähen oder kaputte Kleidungsstücke zu flicken.

Anni besuchte Miriam im Kibbutz. Sie kam 1962 zum ersten Mal, gemeinsam mit ihrem zweiten Mann, Robert. Ihn hatte sie in den USA geheiratet, und nachdem er verstorben war, besuchte sie uns allein. Anni hatte keine Kinder, und sie verspürte

eine große Nähe zu Miriam. Miriams Vater starb etwa ein halbes Jahr, nachdem sie ihn in den USA besucht hatte. Seine Witwe Berta schickte uns ein Telegramm mit der traurigen Botschaft, das Miriam aufhob. Zu etwa derselben Zeit starb auch Anni Mann. Danach kam Anni noch einige Male zu uns. Bei ihrem zweiten Besuch überbrachte sie Miriam einen Brief ihres Vaters. Dem Brief hatte er die goldene Uhr beigelegt, die er in Israel gekauft hatte, bevor er in die Vereinigten Staaten ausgewandert war. So erfuhren wir, dass er diese Uhr vor seinem Tod für Miriam, seine Tochter, bestimmt hatte. Wir beschlossen, es ihm gleichzutun, und so schenkten wir die Uhr unserem erstgeborenen Sohn Jonathan zu seinem 50. Geburtstag. Ich hoffe und denke, dass er sie immer noch hat, und dass sie in unserer Familie vom Vater auf den Sohn übergehen wird, immer weiter durch die Generationen. Anni selbst starb sehr plötzlich an einem Hirnschlag, als sie gerade mit der Bahn durch New York fuhr. Das war 2004, als sie 88 Jahre alt war.

Die Wiedergutmachungen aus Deutschland

In den 1960er Jahren unterzeichneten Deutschland und Israel das Wiedergutmachungsabkommen. Dadurch erhielten wir eine finanzielle Entschädigung für die Jahre des Leidens, die wir erlebt hatten, und für den Verlust unserer Familien und unseres Besitzes in der Schoa. Oder, wie Miriam zu sagen pflegte: „Eine Entschädigung für jeden Blutstropfen – eine Mark pro Tropfen.“ Diese einmaligen Wiedergutmachungszahlungen erhielt jeder Überlebende, der gewisse Kriterien erfüllte. Wir bekamen viel Geld. Ich erhielt etwas, und Miriam auch – und das Geld nahm der Kibbutz. Mit ihm hatten wir einen Vertrag geschlossen, der besagte, dass Gleichheit und Partnerschaft in absolut jeder Hinsicht unter allen Mitgliedern herrschen sollten, und deshalb überwiesen wir genau wie alle anderen Überlebenden alle Wiedergutmachungsgelder auf das Konto des Kibbutz. Ebenfalls im Rahmen der absoluten Gleichheit und Partnerschaft aller Mitglieder zahlte der Kibbutz an alle Mitglieder etwa 1200 Lira, vielleicht auch etwas weniger. Es war unwichtig, ob jemand die Schoa überlebt hatte oder nicht. Und so erhielt jede Familie 1200 Lira. Von diesem Geld kaufte ich zwei Betten, ein Kinderfahrrad und ein Grammophon. Damit waren die Wiedergutmachungen erschöpft, die wir bekommen hatten. Aber unter den Kibbutzmitgliedern gab es auch solche, die

Zahlungen nicht an den Kibbutz abtraten. Sie wollten jetzt, wo sie endlich Geld hatten, ein besseres Leben führen, und verließen den Kibbutz. Aber das waren nicht so viele. Später erhielten wir von den Deutschen eine monatliche Rente, wieder erfüllten wir die dafür notwendigen Bedingungen. Und auch diese Renten flossen direkt in die Kibbutzkasse. Von diesen Renten für die Schoa-Überlebenden zahlte der Kibbutz dann im Laufe der Jahre wirklich lächerliche Beträge aus, sie bewegten sich in der Größenordnung von Almosen oder Taschengeldern. Und nicht einmal das was möglich, ohne unendliche Anträge, unzählige Diskussionen und eine geheime Abstimmung. Wir haben diese Summen niemals angerührt, sondern sie für unsere Kinder gespart. 2012 änderten sich meine Gefühle für den Kibbutz. Unser ältester Enkel Noam wollte heiraten. Miriam und ich freuten uns sehr, und wir wollten ihm etwas Geld zur Hochzeit schenken. Wir hatten im Laufe der Jahre einiges angespart, und Miriam stellte einen Antrag beim Kibbutz, zweimal unseren Rentenbetrag, alles in allem etwa 8000 Schekel, ausgezahlt zu bekommen. Der Kibbutz weigerte sich. Das Urteil nahmen wir an, ohne uns zu beschweren. Aber wir waren sehr verletzt. Der Kibbutz war für uns immer Zuhause gewesen, unsere Familie, jahrelang hatte er große Summen von uns bekommen, unsere Renten und unsere Wiedergutmachungszahlungen, da war die Summe, die wir beantragt hatten, im Verhältnis doch unglaublich klein. Und dennoch weigerten sie sich. In jenem Jahr erkrankte Miriam, und wir kümmerten uns nicht weiter um die Geldfragen. Jedenfalls sprachen wir nicht mehr mit anderen darüber. Zwei oder drei Jahre ist das nun her, doch seither fühle ich nicht mehr dieselbe Zugehörigkeit wie all die Jahre zuvor. Das Verhältnis hat sich geändert. Meine Gefühle haben sich geändert. Andererseits muss ich aber auch sagen, dass der Kibbutz einiges richtig macht im Umgang mit seinen Mitgliedern, denn nun, im Alter, bekomme ich gute Pflege, Miriam wurde seinerzeit auch gut versorgt, außergewöhnlich gute Pflege. Nicht nur ich, sondern alle Kibbutzmitglieder in unserem Alter werden wirklich gut und angenehm behandelt und versorgt.

Realität und Traum gehen ineinander über

In Kfar Maccabi führt ein breiter, schöner gepflasterter Fußweg durch den ganzen Kibbutz. Anfangs wurde er für die Fußgänger angelegt, doch irgendwann führen

auch Autos darauf durch die Anlage. Eines Abends im Jahr 2006 spazierte ich, wie es meine Angewohnheit war, den Weg entlang, als mir ein Auto entgegenkam. Der Fahrer sah mich nicht und hätte mich fast überfahren. Ich wandte mich an den Kibbutzsekretär und bat darum, eine Schranke zu errichten, denn schließlich sollte es ein reiner Fußweg sein. Man versprach, dies zu erledigen, und schon wenig später, vielleicht sogar noch an demselben Tag, wurde der Weg abgesperrt. Einige Tage später ging ich wieder diesen Weg entlang und entdeckte an seinem Ende ein tiefes Loch in der Erde. Ich sah hinein und verstand einfach nicht, was dieses Loch dort zu suchen hatte. In der Nacht träumte ich, dass ich in ein Loch hineingucke, und während ich so hineingucke, steigen aus dem Loch Vergangenheit und Gegenwart auf, ineinander verschränkt, falsche Versprechen und das Gefühl der absoluten Gleichheit, das verschwand, als der erste elektrische Wasserkocher im Zimmer eines Kibbutzmitgliedes Einzug hielt. Nach dem Wasserkocher kamen das Radio und die Kochplatten, und dann kamen die Leute schon nicht mehr in den Speisesaal, und über das Gemeinschaftsgefühl sprach man voller Nostalgie. Ich sah vor mir die Missetaten, die Lügen und die vielen endlos, von Woche zu Woche aufgeschobenen Dinge, um die es bei den Kibbutzversammlungen immer ging. Heute ist das ein neuer Kibbutz, in dem jeder für sich bleibt. Das nennt man dann Privatisierung. Während ich in meinem Traum noch dastand und in das Loch starrte, spürte ich, wie alles hinaus sprang und Schmach und Schande mit sich brachte. Ich wollte nicht, dass unsere Nachkommen all diese Sünden sehen und hören müssen. All das Schlechte sollte dort bleiben und nicht in den neuen Kibbutz kommen, in die Gegenwart. „Das Loch muss zugemacht werden!“, schrie ich, „zumachen, sofort!“ und das Loch wurde tatsächlich verschlossen.

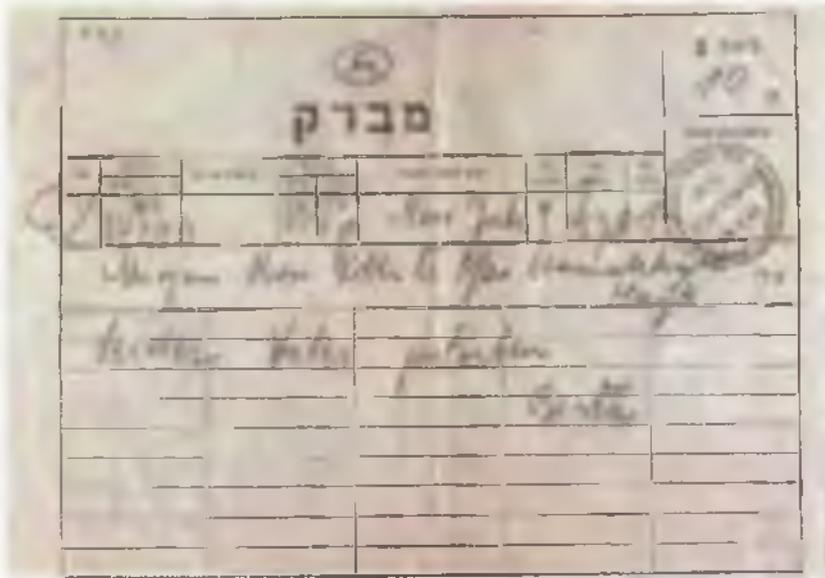
[Bildunterschrift S. 56: Meine fünf Enkel, von links nach rechts: Elad, Noam, Rotem, Naama und Noga]

Meine Kinder und Enkel

Mein ältester Sohn Jonathan wurde, wie ich bereits erzählte, am 12. Juli 1951 geboren. Heute arbeitet er in der technischen Verwaltung der Stadt Haifa.



Übersetzung S.49 Ich mit 40 Jahren



Übersetzung S.49 Telegramm vom 24.9.42



Übersetzung S. 52 Meine fünf Enkel



Lebensbaum der Familie



Mitgliedskarte Maccabi Hazair von Miriam



סיפור זה נכתב בסגנונו ובאחריותו של המספר.
הסיפור יצא לאור במסגרת שירות "סיפורי חיים", יד שרה.
ירושלים, תשע"ה 2015
במימון העמותה "זיכרון, אחריות ועתיד".

evz

ריאון: כנרת בהלול
עריכה: נורית גרובר
עיצוב גרפי: אסתי גפר



יד שרה

שדרות הרצל 124 ירושלים 96187
טלפון: 02-6444683

Naftali Ron, heute in Kfar Hamacabi, Israel lebend

Es ist jetzt fast 55 Jahre her, seit ich im Landwerk Ahrensdorf angekommen war. Ich war damals gerade 16 Jahre alt geworden. Es ist eine lange Zeit her, und viel Schlechtes ist in diesen Jahren geschehen. Aber wir waren jung, und haben auch überhaupt nicht beachtet, was eigentlich geschah. Später kam ich dann auf vielen Umwegen und illegal nach dem früheren Palästina. Das war eine abenteuerliche Geschichte...

Ich war fast drei Jahre dort in Ahrensdorf. Was auch später geschah, es waren die letzten schönen Jugendjahre. Im Jahre 1936 bekam ich einen Abruf nach Ahrensdorf, um dort eine *Reichsarbeit* zu absolvieren. Es sollte eine landwirtschaftliche *Reichsarbeit* von 2 Jahren sein. Ich habe sie auch absolviert und sogar ein Abschlussexamen gemacht.

Wir waren eine Gruppe von Jugendlichen bis höchstens 18 Jahren... Wir waren ziemlich von der Welt abgeschlossen, hörten sehr wenig Radio (heimlich!) und lasen fast keine Zeitungen. Leider wurde diese Idylle *immer* von Blitzbesuchen der Gestapo unterbrochen. Einmal suchten sie bei uns einen Jungen, der seiner Mutter nach Belaien 10 Mark in einem Brief geschickt hatte. Sie nahmen ihn mit - und wir hörten danach niemals wieder von ihm.

In der Kristallnacht 1938 verbarrikadierten wir uns im ganzen Haus. Das war natürlich Unsinn und hätte uns sicher nicht geholfen. Am nächsten Tage holte die Polizei dann 7 Jungen und Mädchen mit einem Lastwagen ab, die mit ihren Familien vor vielen Jahren einmal aus Polen gekommen waren. Sie wurden über die Grenze nach Polen deportiert und kamen nicht wieder zurück zu uns."

(Aufgeschrieben am 13.05.1992 in Haifa)

"Auch meine Frau war bis zur Auflösung des Landwerkes in Ahrensdorf. Ich habe das Landwerk sozusagen 'aufgeschlossen' und meine Frau Mirjam schloß es zu. Ihr weiterer Weg war dann aber viel schlimmer als meine. Sie kam in das Sammellager nach Neuendorf und wurde von dort mit den anderen nach Auschwitz deportiert. Nach der Befreiung 1945 kam sie sofort nach Palästina. Sie hat ihre ganze Familie mit der Mutter und den drei Schwestern in Auschwitz verloren.

1949 haben wir dann hier im Kibbuz geheiratet..."

(Aufgeschrieben am 19.06.1992 in Haifa)